

EINLEITUNG

(I.)

Der Gliederung des Gesamtwerkes in vier Abteilungen liegt ein Leitgedanke zugrunde, der folgerichtig durchgeführt ist. Die I. Abteilung ist Mundarten der Landschaft Fârs, der Heimat des Persischen¹⁾, gewidmet. Mit jeder folgenden Abteilung entfernen wir uns vom Herde des Persischen und schreiten in nordwestlicher Richtung zur Peripherie hin. Das Lurische, das in der Hauptsache aus der Sprache von Fârs abgeleitet ist, füllt die II. Abteilung. Dialekte, die dem Persischen, im engeren Sinne genommen, schon ferner stehen, sind in der III. Abteilung enthalten; nach der Ansicht O. Manns sind sie medisch²⁾. Die IV. Abteilung ist die kurdische. Sie steht hier an ihrem Platze, weil sie noch am meisten Beziehungen zur III. Abteilung aufweist.

(II.)

Von jeher galt der Nordwesten Irans nebst Kurdistan der sprachlichen und ethnographischen Forschung als ein besonders schwieriges Gebiet. Orientalisten von Ruf, die Vorderasien diesseits und jenseits unseres Bereiches gut kannten, gingen einer Beschäftigung mit ihm aus dem Wege. Zwar hatten im Laufe der Zeit viele Männer der Wissenschaft und des praktischen

¹⁾ Nicht gleichbedeutend damit ist, wie W. Ivanow im J. R. A. S. 1923, S. 11 f. Anm. 2 zu glauben scheint, die Frage nach dem ersten Auftauchen neupersischer Literatur. Von den Erzeugnissen ihrer Frühzeit sind uns bekanntlich nur zufällige Trümmer erhalten. Auch sind Literaturwerke nicht die einzigen Schriftdenkmäler des ältesten Neupersisch.

²⁾ Ich gehe nicht so weit wie O. Mann, sondern verhalte mich vorläufig noch abwartend zu dieser Theorie.

Lebens Einzelfragen aus unserem Bezirk zu beantworten gesucht und wichtige Sonderbeiträge geliefert, aber ein umfassendes Studium des ganzen Gebietes nach einem einheitlichen Plane unternahmen erst Valentin Žukovskij und Oskar Mann. Nun hat ein widriges Schicksal gerade diese beiden Forscher, die am tiefsten in das Gewirr der sich kreuzenden Probleme eingedrungen waren, gehindert, die Früchte ihrer Lebensarbeit zu ernten. Es ist sehr zu bedauern, daß die Veröffentlichung der einschlägigen Bücher Žukovskij's in den Anfängen stecken geblieben ist; es fehlen uns der zweite und dritte Band seiner „Materialy“. Zwischen dem Erscheinen des I. Bandes der „Materialy“ (1888) und dem Tode Žukovskij's ¹⁾ liegen rund dreißig Jahre. Aufklärung über die Gründe der Zurückhaltung des II. und III. Bandes der „Materialy“ sucht man in den Nachrufen auf Žukovskij von Wilhelm Barthold und A. A. Romaskevič ²⁾ vergebens. Nach der Feststellung des Nachlassens der literarischen Tätigkeit Žukovskij's seit 1903 schreibt W. Barthold (S. 411): „Wir wollen nicht in die Prüfung der Gründe dieser Tatsache eintreten.“ Gleichwohl deutet er die Möglichkeit an, daß die Gleichgültigkeit der Russischen Archäologischen Gesellschaft gegen Arbeiten von Orientkennern auch Žukovskij's Neigung zu weiteren Veröffentlichungen gelähmt habe. Ich sehe nicht ein, warum man am Nächstliegenden vorübergehen soll, um an entlegener Stelle zu suchen. Nicht daß Žukovskij aufhörte, Abhandlungen für die Zeitschrift der Russischen Archäologischen Gesellschaft (die Z. V. O.) zu schreiben, verlangt eine Erklärung, sondern daß der II. und III. Band seines Hauptwerkes, der „Materialy“, nicht veröffentlicht wurde. Über die Drucklegung und Herausgabe dieser großen Arbeit hatte nicht die Russische Archäologische Gesellschaft, sondern die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu entscheiden. Es liegen Anzeichen vor, die auf eine bestimmte Person als den Urheber der Verschleppung deuten. In der Petersburger Akademie bestimmte

¹⁾ Er starb am 17. Januar 1918, also anderthalb Monate nach Oskar Mann, kaum zweieinhalb Monate nach Francisco Codera y Zaidín, zehn Tage vor Édouard Chavannes.

²⁾ Z. V. O. Bd. 25 (St. Petersburg 1921), S. 399 ff. (bes. 410 f.); S. 415 ff. (bes. S. 416 oben, 422 unten).

in er Hauptsache Carl Salemann das Schicksal iranistischer Unternehmungen. Sein Verfahren mit dem III. Teile der „Beiträge zur Kenntnis der iranischen Sprachen“ Bernhard Dorns († 1881) ist bekannt¹⁾. Die bereits gedruckte Auflage wurde nicht ausgegeben, sondern bis auf geringe Ausnahmen vernichtet; auch die 2. Lieferung des II. Teiles ist nicht erschienen; sie scheint dasselbe Schicksal erlitten zu haben. Dann ist die III. Abteilung von Peter Lerchs „Forschungen über die Kurden“²⁾ mit den angekündigten Proben kurdischer Lieder, die Salemann für den Druck anvertraut war³⁾, der Öffentlichkeit vorenthalten worden. Sollten der II. und III. Band der „Materialy“ Žukovskij ebenfalls Salemann zum Opfer gefallen sein? Žukovskij zitiert beide Bände als noch im Druck befindlich in den „Obrazcy“ (1902)⁴⁾. Auffallenderweise werden in dem Verzeichnis der Schriften Žukovskij (in den Z. V. O. Bd. 25 a. a. O.) bibliographisch genaue Angaben über die „Materialy“ mitgeteilt, als wäre ihr Druck beendet gewesen. Wenn das der Fall war, warum ist dann die Petersburger Akademie nicht zur Herausgabe geschritten?

Oskar Mann vermochte noch lange nicht die Hälfte des weitschichtigen Stoffes, den er auf seinen beiden Reisen gesammelt hatte, zu verarbeiten und zu veröffentlichen. Insbesondere konnte er von der dritten, der allerwichtigsten und in gewissem Sinne auch reichhaltigsten Abteilung seiner K. P. F.

¹⁾ S. Wilhelm Geiger im G. Ir. Ph. I, 2, S. 345 Anm. 1, ferner Žukovskij, „Materialy“, Einleitung S. XX. Gelegentlich erwies C. Salemann einem Bevorzugten die Gunst, ihm Einblick in solche Schätze zu gewähren, die er mit Beschlag belegt hatte. Praktisch waren damit die betreffenden Werke der Wissenschaft so gut wie entzogen.

²⁾ S. die I. Abt. dieser „Forschungen“ Lerchs S. IV und XXI, dann die II. Abt., S. 80.

³⁾ Wie Žukovskij S. XX der Einleitung zu den „Materialy“ angibt, war der Druck der III. Abteilung der „Forschungen über die Kurden“ Lerchs unter Salemanns Leitung im Jahre 1888, d. h. 30 Jahre nach dem Erscheinen der beiden ersten Abteilungen, immer noch nicht beendet.

⁴⁾ Dort heißt es S. 118 Anm. 1, daß der Druck noch nicht abgeschlossen sei; S. 155 Anm. 2, daß sie im Druck noch nicht vollendet seien. Daraus ist wohl zu schließen, daß es nicht Žukovskij war, der es an sich hat fehlen lassen.

keinen Band fertigstellen. Es gelang ihm wenigstens, das Rätsel der Sprache der Luren zu lösen ¹⁾, dem Peter Lerch ²⁾ und andere bedeutende Gelehrte ratlos gegenübergestanden hatten. Ferner war es O. Mann noch vergönnt, die reiche Sammlung von Mukrî-Texten seiner ersten Reise herauszugeben und die Fragen nach der Grammatik dieser ostkurdischen Mundart im wesentlichen zu klären ³⁾.

Gewissermaßen die Nachfolge V. Žukovskij hat A. A. Romaskevič übernommen, der in den Jahren 1912—1914 besonders in Mittel- und Südpersien volkskundlich-sprachliche Forschungen betrieben und reiche Sammlungen heimgebracht hat. Eine vorläufige Übersicht über Art und Umfang der neugewonnenen Texte hat Romaskevič in den „Mélanges Asiatiques“ N. S. 1919, S. 451 f., mitgeteilt. Ich weiß nicht, wieweit die dort angekündigte Veröffentlichung des mundartlichen Stoffes, über deren Durchführbarkeit sich der Verfasser selbst etwas skeptisch äußert, verwirklicht worden ist. Es handelt sich großenteils um dieselben Dialekte, die im vorliegenden Bande der K. P. F. entweder in Sprachproben vertreten sind oder doch wenigstens besprochen werden, wie die von Natänz, Khunsâr, Sivänd, Keshä, Yäzd u. a.

Sofern der Reisende nicht bereits eine gründliche Kenntnis des Forschungsgebietes mitbringt, wie z. B. Žukovskij, O. Mann, A. Christensen und A. Romaskevič, gilt die Feststellung Napier Malcolms ⁴⁾ von dem Unterschiede zwischen Beobachtungen eines

¹⁾ Das verkennt D. L. R. Lorimer, The Phonology of the Bakhtiari, Badakhshani and Madaglashti Dialects of the Modern Persian (London 1922), s. meine Besprechung dieses Buches in der „Orientalistischen Literaturzeitung“ 1925.

²⁾ „Forschungen über die Kurden“, II. Abt., S. 73.

³⁾ Damit war der Weg geebnet für Maximilian Bittners schöne Abhandlung über die Heiligen Bücher der Jesiden, in den DWAW. Bd. 55 (1913), Nr. IV. M. Bittner hat an vielen Stellen die bahnbrechenden Leistungen O. Manns für die Aufhellung des Mukrî anerkannt. Dagegen wissen weder E. B. Soane (Grammar of the Kurmanji or Kurdish Language, London 1913) noch L. O. Fossum (A Practical Kurdish Grammar, Minneapolis 1919) irgend etwas von O. Manns grundlegenden Arbeiten über das Mukrî, obgleich sich beide im wesentlichen auf das Ostkurdische beschränken; ebensowenig kennen sie Houtum-Schindlers Sammlung zum Mukrî im 38. Bande der ZDMG.

⁴⁾ Five years in a Persian Town. Cheap edition. London 1908, Preface p. V.

bloßen Reisenden und den Erfahrungen eines langjährig Ansässigen. Daß bei geringer Schulung ein langer Aufenthalt im fremden Lande verhältnismäßig wenig Früchte tragen kann, zeigt das Beispiel Albert Houtum-Schindlers; freilich trat bei ihm das sprachwissenschaftliche Interesse hinter anderen zurück.

Der Franzose Jacques de Morgan bildet das abschreckende Beispiel eines schlecht vorbereiteten, oberflächlich aufnehmenden Reisenden, der sich als Vielschreiber über alle möglichen Fragen äußert, während seine Leistungen in keinem Verhältnis zu der anspruchsvollen Aufmachung und prächtigen Ausstattung seiner dickleibigen Veröffentlichungen stehen¹⁾.

Clément Huart hat sich durch etliche kleinere Beiträge um die iranische Dialektologie verdient gemacht. Die Tatsache, daß er als Herold der „Mission scientifique“ J. de Morgans aufgetreten ist, mag vielleicht aus zu weit getriebener Höflichkeit zu begreifen sein; allerdings trifft man auch in Huarts Schriften hin und wieder eine ähnlich flüchtige Arbeitsweise, wie sie bei J. de Morgan die Regel bildet.

Wilhelm Geiger hat als erster eine übersichtliche Ordnung der neuiranischen Dialekte nach großen Gesichtspunkten herzustellen gesucht²⁾. Dieses Unternehmen verlangte wegen der weitverstreuten und teilweise schwer zu beschaffenden vielsprachigen Literatur eine ungeheure Arbeitsleistung. Als kurze Zusammenfassung, als vorläufiger Überblick über ein schwer zu durchdringendes Forschungsfeld ist W. Geigers Darstellung noch nicht ersetzt und daher für Außenstehende immer noch unentbehrlich. W. Geiger hat seine Abhandlungen mit einer so selbstgewissen Art geschrieben, daß sie dem Durchschnittsleser, der sich vom äußeren Glanz blenden läßt, nach dem Ausdruck Cl.

¹⁾ In dieser Einschätzung der sprachkundlichen Arbeiten J. de Morgans sind sich alle Urteilsfähigen — mit Ausnahme Cl. Huarts — einig; s. vor allem O. Mann in den MSOS. Bd. II (1899), Abt. II, S. 256—274, ferner in den K. P. F. Abt. IV, Bd. III Teil I (Mukři), S. XXII—XXV und XLIX f., V. Minorskij, Ljudi ištiny ili ahl-i haqq (Moskva 1911), S. 98, E. B. Soane im J. R. A. S. 1912, S. 893, Maximilian Bittner in den DWAW. Bd. 55 (1913), Nr. IV, S. 41 u., 55, 61 o., außerdem meine Nachweise weiter unten.

²⁾ Im G. Ir. Ph. Bd. I, 2. Abt., 2. und 3. Lieferung.

Huarts als „études magistrales“ erscheinen mögen. Wer jedoch die oft brüchigen und versagenden Grundlagen kennt, auf denen das prunkende Gebäude errichtet ist, und wer in der Aufstellung von „Lautgesetzen“ eine Verirrung von Forschern sieht, die sich ohne zureichende Unterlagen ein Urteil anmaßen über Gegenstände, die ihrer persönlichen Kenntnis oder überhaupt menschlichem Wissen unerreichbar sind¹⁾), wird bei Wilhelm Geiger, ähnlich wie bei Hermann Hübschmann und Paul Horn, nur zu häufig Einspruch erheben müssen. Mit rückhaltloser Kennzeichnung der Grenzen und Lücken unseres Wissens wäre dem Leser mehr gedient gewesen. Nicht Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu übergehen, sondern sie aufzuzeigen gilt es. Ich kann mich nicht mit einer Methode befreunden, bei der man aus dürftigem Material, dessen Zuverlässigkeit einfach vorausgesetzt wird, zahlreiche weitgehende „Lautgesetze“ folgert. Zu Berezins „Recherches sur les dialectes persans“ (1853) liegt die ausführliche, einschneidende Kritik Peter Lerchs seit dem Jahre 1858 vor²⁾; sie hätte W. Geiger vor zu weitgehendem Vertrauen zu Berezin bewahren sollen³⁾. Auch gegen A. Houtum-Schindler wäre mehr Zurückhaltung und Vorsicht geboten gewesen. Dem Indologen W. Geiger lag das Ostiranische näher, dem er schon früher Sonderdarstellungen gewidmet hatte. Dagegen zeigt er sich mit dem Westiranischen weniger vertraut. Seine Auffassung vom Lurischen ist ganz verfehlt⁴⁾. Schwerer wiegt, daß er das Zaza nicht gewürdigt und das Kurdische zu sehr beiseite gelassen hat, wesentlich aus dem Grunde, weil ihm Peter Lerchs großes Werk so gut wie unbekannt geblieben ist. Durch

¹⁾ s. oben S. XVI. Auf etwas anderen Wegen kommt zu dem gleichen Ergebnis der Ablehnung von „Lautgesetzen“ Georg Jacob im „Hilfsbuch für Vorlesungen über das Osmanisch-Türkische“, 2. Aufl. des 4. Teiles (Berlin 1917), S. 9.

²⁾ „Forschungen über die Kurden“ II. Abt., S. 29—37.

³⁾ Indem W. Geiger G. Ir. Ph. I, 2, S. 348 u. statt zur Kritik zur Harmonistik greift, um den Gegensatz zwischen Melgunof und Berezin aus der Welt zu schaffen, verschlimmert er nur das Übel.

⁴⁾ O. Manns Bemerkung [Kurze Skizze der Lurdialekte SBAW. 1904, Nr. XXIX, S. 1 Anm. 1] gegen Albert Socins Satz über die Luren [im G. Ir. Ph. I, 2 S. 249] hätte ebensogut gegen W. Geigers Ansicht [ebenda, S. 420] gerichtet sein können.

oberflächliche Benutzung und Mißverständnis der grundlegenden Arbeiten V. Žukovskij, besonders der „Materialy“, hat er manches versäumt und verdorben. Die Übergehung der gewöhnlichen Volkssprache im G. Ir. Ph. ist um so weniger zu rechtfertigen, als man ein besonderes Kapitel über das zweifelhafte Persisch der Juden für unerlässlich gehalten hat. Wenn auch die niedere persische Umgangssprache zur Zeit der Abfassung des G. Ir. Ph. noch nicht in dem Maße bekannt war wie heute, so lagen doch immerhin manche Hinweise auf sie vor, wie wir bald sehen werden. W. Geigers Satz: „Dem Māzandarānī und Gilakī eigentlich ist der gelegentliche Übergang von *r* in *l*“¹⁾ würde man heute nicht mehr schreiben; denn dieser gelegentliche Übergang ist überhaupt für das niedere Umgangspersisch bezeichnend²⁾. Die Darlegungen im G. Ir. Ph. leiden also an einer theoretischen Unklarheit über den Begriff des Dialektes; man weiß dort noch nicht, daß es die Frage: „ob Gemeinsprache oder aber Dialekt?“ gibt.

(III.)

Es ist zu betonen: Über dem Gegensatz zwischen Mundarten und Schriftsprache darf die Unterscheidung zwischen Mundarten und der gewöhnlichen persischen Volks-

¹⁾ G. Ir. Ph. I, 2 S. 355, § 114.

²⁾ S. Žukovskij, Obrazey, Vorwort S. VI und Text S. 163 Nr. 18 (aus Sīvānd), Nr. 9 S. 176, Nr. 48 S. 183 und Nr. 74 S. 188 (alle drei aus Shīrāz und Sīvānd), Nr. 30 S. 231 (aus Shīrāz); A. Romaskevič in den Z. V. O. Bd. 25 Nr. 15 (S. 151), Nr. 33 (S. 157), Nr. 80 (S. 175), Nr. 177 S. 209), Nr. 200 (S. 218), sämtlich aus Shīrāz, ferner Nr. 80 (S. 175) aus Sīvānd, dazu Nr. 53 (S. 165) aus Vāzd; in der Mundart der Kleinluren, die im wesentlichen nur „ein sehr stark abgeschliffenes Neupersisch“ ist [O. Mann, Kurze Skizze der Lurdialekte, S. 14], findet sich z. B. sīlā (statt schriftpers. سرچ) „Loch“ [nach O. Mann, ebenda S. 15 M.], ebenso im Bakhtiārī [s. D. L. R. Lorimer, „The Phonology of the Bakhtiari, etc.“, London 1922, S. 44], für das D. L. R. Lorimer elf Beispiele der Ersetzung des *r* durch *l* zusammengestellt hat [ebenda S. 84]. Auch im Badakhshānī, das nach D. L. R. Lorimer auf dem Schriftpersischen beruht, finden wir z. B. dēwāl „Mauer“ [ebenda S. 182 l.] statt des schriftpers. دیوار; im Madaglaštī, das sich vom Badakhshānī abgespalten hat, lautet dasselbe Wort dīwāl [ebenda S. 197 r.]. Für das Vāzdī gibt A. Romaskevič dīvāl [Z. V. O. Bd. 25 S. 147 Nr. 5]; die Nāyīnī-Mundart hat dīfāl usw. (s. unser Glossar).

sprache¹⁾ nicht außer acht gelassen werden. V. Žukovskij und O. Mann haben gerade auf diesen Punkt mit besonderem Nachdruck hingewiesen, ohne freilich in der Praxis jedesmal die Folgerungen aus dieser Unterscheidung zu ziehen. Es muß in der Tat gewarnt werden vor der voreiligen Annahme einer Dialekteigen-tümlichkeit in Fällen, bei denen man es nur mit den überall wiederkehrenden Zügen der gewöhnlichen persischen Unter-haltungssprache zu tun hat. Nicht alle von der Schriftsprache abweichenden Bildungen sind ohne weiteres den Dialekten zuzu-rechnen. Man muß sich also hüten, den Begriff des Dialektes allzuweit auszudehnen.

Ich bespreche kurz einige der wichtigsten Fundstätten von Angaben zum Studium des niederen Gemeinpersisch.

Einem sonst nicht gerade sorgfältigen Beobachter der Sprache wie Houtum-Schindler war es aufgefallen, daß durch ganz Persien beim Volke „Veränderungen“ an schriftpersischen Wörtern üblich waren, die zu einer Reihe überall gleichbleibender Ausdrücke der mündlichen Rede führten²⁾.

V. Žukovskij hat vom Standpunkt des Sprachforschers aus bedauert, daß das breit angelegte Werk von Alexander Chodzko, *Specimens of the popular poetry of Persia* (London 1842), so wenig rein persischen Stoff und persische Originalsprache biete³⁾. Der Erörterung sprachlicher Fragen sollte freilich diese Sammlung nach der Absicht des Verfassers nur nebenher und gelegentlich dienen. Einem anderen Werke, der „*Grammaire de la langue persane*“ (Paris 1883), hat Chodzko einige Bemerkungen über die gewöhnliche persische Umgangssprache eingefügt.

Dem Titel nach wäre in diesem Zusammenhange zu nennen das „*Manuel de la langue persane vulgaire*“ (Paris 1880) v. Stanis-

¹⁾ Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei ausdrücklich bemerkt, daß hier der Begriff „Volkssprache“ im Sinne Žukovskij's für die Sprache der mittleren und niederen Schichten der persischen Bevölkerung gebraucht wird, d. h. etwa der Analphabeten, s. „*Materialy*“, Einleitung S. XIX.

²⁾ ZDMG. Bd. 32 (1878), S. 537.

³⁾ „*Obrazcy*“, Vorwort S. I. Eine Bemerkung des Turkologen Karl Foy mag hier erwähnt werden. Er sagt von Chodzko: „Seine „*Specimens*“ enthalten mehr Türkisches als Persisches, was dem Titel nach wohl nicht jeder vermuten würde, leider aber fast alles in Übersetzungen“. [M. S. O. S. 1903, II. Abt., S. 137 u.]

las Guyard. Leider ist die eigentlich volkstümliche Ausdrucksweise in diesem Buche sehr spärlich vertreten.

V. Žukovskij war, wie schon angedeutet wurde, der erste, der das neutrale Volkspersisch planmäßig erforscht und seine wichtigsten Merkmale zusammengestellt hat, zunächst in den Z. V. O. Bd. 3 (1888), 376, dann an einer großen Zahl von Stellen seiner „Materialy“, nicht nur im „Abriß der grammatischen Formen der Dialekte“ am Schluß des Buches, sondern auch im Glossar, drittens in der „Persischen Grammatik“ — die er zusammen mit C. Salemann (Berlin 1889) herausgab —, zuletzt und am ausführlichsten, in systematischer Aufzählung, in den „Obrazcy“ S. V—IX.

Auf das niedere Volkspersisch hat auch Edward G. Browne kurz hingewiesen, zuerst in seinem Reisewerke „A year amongst the Persians“ (London 1893), S. 119, dann in seiner Abhandlung über persische Dialektgedichte, im J. R. A. S., Oct. 1895, S. 780 f. Seiner Behauptung, daß in der Umgangssprache **خان** „Seele“, „Leben“ selten oder nie *jūn* gesprochen werde, stehen schon allein in der II. Abhandlung von Romaskevič über persische Volksvierzeiler mehrere Beispiele aus verschiedenen größeren Städten entgegen¹⁾. Aus Žukovskij's „Materialy“ (Glossar, S. 96) hätte Edward G. Browne ersehen können, daß man in den Mundarten von Vônishûn, Kohrûd und Keshä *jūn* spricht. Aus den Aufzeichnungen O. Manns ergibt sich die gleiche Aussprache für das Khunsârî, Mahallâtî und Nâyinî.

Zu nennen wäre hier auch Kégl Sandor [d. i. Alexander v. Kegl], *A persza népdal* [= Ertekezések a nyelv- és széptudományok köréböl K. 17, sz. 3. Budapest 1899.] Ich habe die Schrift bisher noch nicht erlangen können, muß mich daher begnügen mit einem Hinweise auf ihre Beurteilung durch V. Žukovskij, auf der letzten Seite seiner „Obrazcy“. Danach hat Kegl gegen 30 Volkslieder aus Žukovskij's „Materialy“ und aus dessen Aufsatz im 1. Bande der Z. V. O. entnommen.

Der dänische Iranist Arthur Christensen veröffentlichte

¹⁾ S. Z. V. O. Bd. 25 (1921), z. B. S. 151 Nr. 15 (Shîrâz), S. 188 Nr. 121 (Isfahân und Shîrâz), S. 200 Nr. 153 (Yâzd und Shîrâz).

im Jahre 1918 „Contes persans en langue populaire¹⁾“, nach dem Diktat des Säyyid Féyz ollâh Ädîb aus Mäschhäd. Leider hat er das Buch ohne Kenntnis der „Obrazcy“ und früherer Werke Žukovskijs geschrieben. Die Stücke sind, mit seltenen Ausnahmen, in einer nur wenig gemilderten Schriftsprache abgefaßt; dementsprechend ist der grammatische Abschnitt über die VolksSprache, den Christensen den Erzählungen vorausschickt, überaus dürftig ausgefallen und berührt die wesentlichen Punkte gar nicht. Man vermißt eine Umschrift des persischen Textes. Die Sammlung Christensens steht jedenfalls an sprachlicher Wichtigkeit, um die es uns hier zu tun ist, weit hinter den „Obrazcy“ Žukovskijs zurück; sie enttäuscht uns ähnlich wie Chodzkos „Specimens“. Der große Wert der „Contes persans“ Christensens liegt auf einem anderen Gebiete, in den weitgreifenden Forschungen zur vergleichenden Literaturgeschichte der Märchen, Schwänke und Anekdoten²⁾. Erst in der Schrift „Les dialectes d’Awromân et de Pâwâ“ (1921) hat A. Christensen — wohl durch F. C. Andreas darauf aufmerksam gemacht — einige Male das wirkliche Volkspersisch zum Vergleich herangezogen.

In der ausführlichen „Neopersischen Konversations-Grammatik“ (Heidelberg 1914) von Sebastian Beck finden sich an verschiedenen Stellen Bemerkungen über das Volkspersische,

¹⁾ Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser I, 3. (130 Seiten.)

²⁾ A. Christensen brauchte nicht anzumerken, daß einige seiner Erzählungen in Georg Rosens „Elementa Persica“, neu bearbeitet von Friedrich Rosen (Leipzig 1915) stehen, weil die große Mehrzahl dieser Geschichten schon in Gladwins „Persian Moonshee“ (London 1801) vorlag. (Näheres über die Herkunft der 1. Aufl. der Erzählungen in den „Elementa Persica“ hinten im VIII. Abschnitt über den Inhalt der Texte) Friedrich Rosen hat bei seiner Neugestaltung des Textes absichtlich ein zwar einfaches, aber nicht das ganz vulgäre Persisch gewählt [s. S. IV seines Vorwortes]. Auch in älteren Arbeiten hat F. Rosen, großenteils im Anschluß an die Reisebücher des Schah Nâser oddîn, nur die Schriftsprache und die Umgangssprache der Gebildeten dargestellt: in dem Sprachführer „Sprechen Sie Persisch?“ (1. Aufl. Leipzig 1890, 3. verbesserte Aufl. Berlin 1925), der, erweitert und vervollkommenet, in der englischen Ausgabe vorliegt als „Modern Persian Colloquial Grammar“ (London 1898), einem Buche, das O. Mann allen anderen, auch späteren Grammatiken des Hochpersischen vorzog.

immerhin nicht so viele, wie man nach dem ausgesprochen praktischen Zwecke des Buches erwarten sollte.

E. B. Soane hat in seinen Arbeiten über das Kurdische hin und wieder das Vulgärpersische berücksichtigt.

Auch D. L. R. Lorimer hat öfter zwischen Dialekten und „gewöhnlichem Umgangspersisch“ unterschieden. Nur bringt er unter letzterem Titel — wenigstens in seiner Abhandlung im J. R. A. S., 1916, 2, S. 423 ff. — teilweise gegenwärtige Schriftsprache, zum anderen Teil wirklich niedere Umgangssprache. Insofern steht er mit seiner Auffassung des „gewöhnlichen Umgangspersisch“ etwa in der Mitte zwischen V. Žukovskij und A. Christensen [in den *Contes persans*].

Mirzâ Säyyid Mohammâd Alî Khân Jämâlzâdä hat seinem Erzählungsbuche (پیکی بود و پیکی نمود Berlin 1922, Verlag Kâviâni) eine Sammlung von Wörtern im „Persisch des gewöhnlichen Volkes“ beigegeben (S. 119—151). Bei der Benutzung muß man sich gegenwärtig halten, daß der Verfasser nicht zwischen Fremdsprache, [nichtpersischen] iranischen Dialekten und niederm Volkspersisch geschieden hat. Ausdrücke von Sondersprachen (Bettler-, Kindersprache usw.) sind mit aufgenommen. Die unvollkommenen arabisch-persischen Schriftzeichen geben leider nicht oft zuverlässige Auskunft über den Klang der Wörter; aber wir müssen für jede Bereicherung unserer Kenntnis des iranischen Sprachstoffes dankbar sein.

W. Ivanow hat die wissenschaftliche Untersuchung der [niederen] persischen Umgangssprache nachdrücklich gefordert und auch selbst geübt in seiner inhaltreichen, vortrefflichen Abhandlung über die *Tabaqât* des Anṣârî (im J. R. A. S., 1923, S. 1—34, 337—382).

Eine Fülle volkstümlichen Sprachstoffes enthalten die „*Contes en persan populaire*“, die Henri Massé im „Journal Asiatique“ tome 206 (1925), S. 71—157 veröffentlicht hat. Massé hat mit derselben Versuchsperson gearbeitet wie Arthur Christensen, bietet aber für die Erforschung des gewöhnlichen Volkspersisch ungleich mehr, weil seine Texte in phonetischer Umschrift aufgezeichnet sind. Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der Laut-, Formenlehre und Syntax hat er auf S. 71—80 zusammengestellt.

Von ähnlicher Wichtigkeit wie die „Obrazcy“ V. Žukovskij's sind dem Anschein nach die großen Sammlungen des Russen A. A. Romaskevič zum allgemeinen Volkspersisch. Erreichbar war mir von seinen einschlägigen Veröffentlichungen bisher nur die II. Abhandlung mit 227 volkstümlichen Vierzeilern aus Sīvānd, Kānārā, Shīrāz, Yāzd, Kermān, Isfahān¹⁾. Sie hat vor den „Obrazcy“ Žukovskij's den Vorzug voraus, daß den Texten noch die Umschrift beigegeben ist.

Über ein jüdisch-persisches Lexikon zum Alten Testament und über einen jüdisch-persischen Kommentar zum Buche Samuel, die von Wilhelm Bacher veröffentlicht worden sind, hat Theodor Nöldeke geurteilt: „Die Bücher repräsentieren eine spezielle Gestalt eines vulgären Neopersisch, das jedoch manches Altertümliche erhalten hat. Die Sprache dieser Juden steht aber mit der gemeinpersischen Umgangssprache in viel engerem Zusammenhange als z. B. die von Shukovski (Materiali) behandelten Dialekte oder der der heutigen Parsen von Jezd (s. Justi in ZDMG. 35, 327 ff.)²⁾.“ Zureichende Beweise für den sehr engen Zusammenhang jenes Judenpersischen mit dem Gemeinpersischen vermisste ich. Vielleicht hätte Nöldeke Bedenken getragen, einen erheblich größeren Abstand zwischen dem gewöhnlichen Volkspersischen und den Dialekten bei Žukovskij („Materialy“) zu behaupten, wenn er den „Abriß der grammatischen Formen“ am Ende der „Materialy“ gelesen hätte; man kennt Žukovskij's Buch nicht, wenn man sich nur mit dem Durchblättern seines Glossares begnügt. Aus welchem Grunde Nöldeke mit ganz besonderen Erwartungen weiteren Veröffentlichungen judenpersischer Erzeugnisse entgegenseht³⁾, habe ich nicht verstehen können — es sei denn, daß man den Eranica eine dienende Stellung zu den Semitica anweist. Es ist nicht klar, warum man von einem Persisch, das im Munde von Leuten mit semitischer Muttersprache entartet ist, besondere Aufschlüsse zu erwarten hätte. Nöldeke

¹⁾ Z. V. O. Bd. 25 (1917—1920, veröffentlicht 1921), S. 145—228.

²⁾ ZDMG. Bd. 51 (1897), S. 669.

³⁾ Ebenda S. 553.

sagt ja selbst: „Die Nachahmung des Hebräischen führt zu ganz barbarischen Entstellungen des Persischen ¹⁾.“

Manche Verkürzungen und Abschleifungen, aber auch altertümliche Züge darf man demnach nicht ohne weiteres als Dialekt-eigentümlichkeiten ansehen ²⁾.

(IV.)

Nun können in einem Texte neben Ausdrücken und Formen der gewöhnlichen persischen Unterhaltungssprache mitunter auch Dialektwörter auftreten. Viele Beispiele dafür bieten Žukovskij „Obrazcy“ und Romaskevič „Persische volkstümliche Vierzeiler“. Aus der Geschichte der persischen Literatur wären in erster Linie die Vierzeiler anzuführen, die unter dem Namen des Bâbâ Tâhir bekannt sind. Die Sprache der Gedichte des Bâbâ Tâhir gibt uns in den vorliegenden Texten allerdings eine Fülle von Rätseln auf. Ohne mich in aller Ausführlichkeit zur Sache äußern zu wollen, mache ich wenigstens auf einige Hauptpunkte aufmerksam.

V. Žukovskij hat gewiß Recht mit der Behauptung ³⁾, daß die Ausgabe Cl. Huarts ⁴⁾ den wissenschaftlichen Anforderungen nicht genüge, weil sie nicht mit Ausnutzung der besten Quellen, besonders der ältesten Handschriften, sondern planlos und vor-eilig unternommen sei. Aber man muß anerkennen, daß wenigstens manche Erläuterungen Huarts zu den Gedichten der I. Abhandlung eine für die damalige Zeit (d. i. vor dem Erscheinen der „Materialy“ Žukovskij) achtbare Leistung waren. Dagegen hat Huart in den Anmerkungen der II. Abhandlung allerlei Fehl-griffe begangen ⁵⁾. Der vorliegende Text ist, wie schon Cl. Huart eingesehen hat, von Abschreibern vielfach rücksichtslos abge-

¹⁾ Ebenda S. 670 oben.

²⁾ Die Reihe der „dialektischen Lautveränderungen“, die Paul Horn im G. Ir. Ph. Bd. I, 2, S. 16 aufzählt, muß dem entsprechend vorsichtiger gefaßt werden; oder aber es ist statt „Dialekt“ allgemeiner „Umgangssprache“ (im Gegen-satz zur Schriftsprache) einzusetzen.

³⁾ „Materialy“, Einleitung, S. Vf., Anm. 4.

⁴⁾ Der I. Teil erschien 1885 im J. A., 8^e série, tome VI, S. 502—545, der II. Teil zu Bombay 1908 im „Spiegel Memorial Volume“, S. 290—302.

⁵⁾ So z. B. erklärt er S. 292 unter Nr. I Z. 1 die Präposition *äz*, die hier wie in Z. 3 und 4 von *tärsân* abhängt, für das Subjektspronomen der 1. Person.

ändert worden und gibt daher die Sprache des Bâbâ Tâhir nicht treu genug wieder. Wenn wir unserer Untersuchung die Ausgabe Huarts zugrunde legen, bewegen wir uns also auf unsicherem Boden. Es kommt jedoch in diesem Zusammenhange nur darauf an, zu zeigen, daß gewisse Schlußfolgerungen Cl. Huarts und einiger Benutzer seiner Texte falsch sind ¹⁾.

Etwas breiter ist die Grundlage, auf der die Ausgabe von Edward Heron-Allen ruht („The Lament of Baba Tahir“, London 1902). Von den beiderseitigen Druckfehlern und bloß orthographischen Abweichungen abgesehen, hat jedoch Heron-Allen nur in einem einzigen Falle gewagt, von dem Texte Huarts abzugehen ²⁾; er klammert sich ängstlich an den Wortlaut der I. Abhandlung Huarts vom Jahre 1885, in mehreren Fällen wohl nicht mit Recht. Man hat längst bemerkt, daß morgenländische Schreiber im Laufe der Zeit Dialektformen auszumerzen und durch schriftsprachige zu ersetzen streben, die wohl anfangs mehr als erläuternde Glossen denn als Text gemeint waren ³⁾. Den ursprünglichen Text der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir müssen wir uns daher stärker mundartlich denken, als ihn uns Cl. Huart und E. Heron-Allen bieten. Der Engländer, der bei der Angabe von Varianten die stehende Redensart gebraucht: „X. stellt die persische Form wieder her“, verkehrt also die Tatsachen in ihr Gegen teil. Viele schriftpersischen Formen, ja ganze schriftpersische

Ähnlich sieht er S. 295 unter Nr. VII أَنْ „Mensch für“ „ich bin“ an, ohne zu merken, daß dann der Satz zwei Copulae haben würde, eine in der 1. und eine in der 3. Person. S. 297 unter Nr. XIV übersetzt er ئَرْتَ irríg mit „Tal“ statt mit „Perle“ usw.

¹⁾ Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß auch für mich die literargeschichtlichen Verdienste Cl. Huarts und des nächsten Herausgebers (Edward Heron Allen) außer Zweifel stehen; meine Kritik richtet sich nur gegen ihre Ansichten von der Sprache der Vierzeiler.

²⁾ Heron-Allen S. 40 Nr. 31, wo das letzte Wort der 2. Z. مَوْفَ (also ebenso wie bei der 1. Z.) lautet, während Huart I (1885) Nr. 32 بَوْمَ am Ende der 2. Z. hat.

³⁾ S. z. B. Martin Hartmann in den MSOS. 1904, Abt. II, S. 76 ff., ferner in seiner Einführung in den Kurdischen Diwan des Schêch Aḥmed von Čezîret Ibn 'Omar genannt Mâla' i Ğizri (Berlin 1904), S. IX, Anm. 1, besonders aber „Unpolitische Briefe aus der Türkei“ (Leipzig 1910), S. 38 (Modernisierende Verstümmelung der älteren türkischen Sprache in Konstantinopler türkischen Drucken).

Vierzeiler sind erst das Ergebnis nachträglicher Umarbeitung. Es ist sozusagen mitunter Sache des Zufalles ¹⁾, wenn schließlich in einem Falle die — offenbar ursprüngliche — mundartliche bzw. auch gemeinpersische Form stehen geblieben ist, während in anderen die hochpersische an deren Stelle gesetzt worden ist. So z. B. stehen ²⁾

هَوْنَمْ „ich weiß“	هَانِسْ	
Huart I (1885) Nr. 7 = Heron- Allen Nr. 18.	{	Huart II (1908) Nr. 9.
Huart I (1885) Nr. 32 = Heron- Allen Nr. 31.		
Huart I (1885) Nr. 56 = Heron- Allen Nr. 48.		
هَيْرِي „du hast“	هَيْرِي	
Huart I (1885) Nr. 44 = Heron- Allen Nr. 40.	{	Huart I (1885) Nr. 41 = Heron- Allen Nr. 7.
Huart I (1885) Nr. 56 = Heron- Allen Nr. 48.		
هَوْ „du“		
Huart I (1885) Nr. 36 = Heron- Allen Nr. 39.		
هَرْسْ „Rose“, „Blume“	هَرْسْ	
Huart II (1908) Nr. 2 und Nr. 10.	{	Huart I (1885) Nr. 2 = Heron- Allen Nr. 2.
Huart I (1885) Nr. 15 = Heron- Allen Nr. 13.		
Huart I (1885) Nr. 44 = Heron- Allen Nr. 40.		
(Sonderbarerweise zitiert Hu- art diese Nr. 44 in der II. Ab- handlung (1908) unter Nr. 2 Anm. mit der Form هَوْ!)		

¹⁾ In anderen Fällen gaben Rücksichten auf das Metrum den Ausschlag.

²⁾ Bloß orthographische Änderungen, wie z. B. هَوْ statt هَنِسْ, bleiben bei der folgenden Gegenüberstellung unberücksichtigt.

Heron-Allen wirft niederes Volkspersisch und [nichtpersische] Mundart durcheinander; für ihn ist alles „Dialekt“, was nicht schriftpersisch ist.

Für bedenklich halte ich solche „Emendationen“, die Heron-Allen unter Berufung auf das Metrum vorgenommen hat. Bei Goethe, Schiller und manchem anderen berühmten Lyriker trifft man auf holprige Stellen, die sich ohne viel schwierige Überlegung glätten ließen; aber es ist nun einmal Tatsache, daß die großen Meister solche Unebenheiten stehen gelassen haben. So etwas sollte einem Bâbâ Tâhir nicht auch passiert sein?

Im Jahre 1920 veröffentlichte Georg Léon Leszczyński „Die Rubái'yát des Bâbâ Tâhir 'Uryán oder die Gottestränen [!] des Herzens“ ¹⁾, mit dem Anspruch, sie „aus dem west-medischen Originale [!] zum ersten Mal in deutscher Übertragung“ zu bieten. Diese Behauptung ist in doppeltem Sinne kühn. Erstens — worüber später noch mehr zu sagen ist — fehlt jede Begründung für den Ausdruck „westmedisch“, den Leszczyński S. 30 f. dem „Pehlevi musliman“ Cl. Huarts gleichsetzt. Zweitens fußt Leszczyński größtenteils auf Huarts Text und französischer Prosauübersetzung vom Jahre 1885 und auf Heron-Allens Text und englischer Prosauübersetzung vom Jahre 1902 ²⁾. Danach war eine deutsche Übertragung der mehr als 60 schon bekannten Vierzeiler wohl kein schwieriges Unternehmen mehr. Anders liegt die Sache nur bei einem Dutzend Vierzeiler und einem Ghâzâl, die Leszczyński in der Tat zum ersten Mal in einer abendländischen Übertragung bietet. Diese von Cl. Huart und E. Heron-Allen noch nicht berücksichtigten Gedichte des Bâbâ Tâhir hat

¹⁾ Schahin-Verlag, München.

²⁾ Die Art, wie Leszczyński seine Vorgänger ausbeutet, geht etwas weit. Die Erläuterung des Sämäk auf der letzten Seite hat er — bis auf die drei Wörter „auf seinem Rücken“ — wörtlich aus Heron-Allen (S. 31 Mitte Nr. 16 und S. 72, Anm. 3) abgeschrieben. Auf S. 18 ist die Erörterung über die Herkunft der Bibi Fatimeh und des Baba Tahir fast wörtlich aus Minorskij, Ljudi istiny, S. 103, entnommen, ohne daß diese Anleihe durch Anführungsstriche gekennzeichnet wäre; S. 15, am Ende des langen Abschnittes, sind die Anführungsstriche versehentlich fortgeblieben, während sie wenigstens am Anfang des Zitates aus Huarts I. Abhandlung gesetzt sind.

Leszczyński jedoch nicht „entdeckt“, sondern er ist nur einem Hinweise Heron-Allens gefolgt, der die Fundstätte bereits bezeichnet hat; denn die von Heron-Allen S. XIII genannte Berliner Hs. (im Verzeichnis von Pertsch S. 727 Nr. 697) ist dieselbe, die Leszczyński, S. 31 Anm., unter Nr. 1 „die Berliner Hs. Minutoli, 297“ benennt. Unter dem Reimzwange, den sich Leszczyński auferlegt hat, ist meist das Zerrbild einer Übersetzung herausgekommen. Die Einleitung Leszczyńskis ist verworren und widerspruchsvoll. Es ist ihm entgangen, daß in einigen Punkten Reinhold v. Stackelberg schon im Jahre 1904 in der W. Z. K. M. Bd. 18, S. 285—287, die gleichen Ansichten vorgebracht hat wie er; nur daß im Jahre 1920, nach dem Erscheinen der ersten Bände der K. P. F. mit den Äußerungen O. Manns über Bâbâ Tâhir jene Anschauungen überholt waren. Gerade weil Leszczyński O. Manns Bemerkungen unbeachtet gelassen hat, muß ich auf sie zurückkommen; ich kann sie nur durch Einzelheiten belegen und bestätigen.

Die Spracheigentümlichkeiten, mitunter geradezu -Wunderlichkeiten der Vierzeiler des Bâbâ-Tâhir, liegen in vier Richtungen; ich behandle sie unter A., B., C., D.

A. Die Vierzeiler des Bâbâ-Tâhir gehören nicht mehr ganz der Kunstdichtung an. Besonders in sprachlicher Hinsicht, hin und wieder auch inhaltlich, stehen sie den namenlosen volkstümlichen Vierzeilern und ähnlichen kleinen Gedichten nahe, die V. Žukovskij und A. Romaskevič in Hunderten von Beispielen in verschiedenen Gegenden Persiens gesammelt haben. Wir brauchen also die Sprache der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir nur mit derjenigen in diesen gemeinpersischen Volkserzeugnissen zu vergleichen, dann wird sich zeigen, wie sehr O. Mann im Recht ist mit der Ansicht, daß in den vorliegenden Texten des Bâbâ Tâhir „eine Mischung aus hochpersischen Worten mit der allgemein in ganz Persien üblichen, im Volksmunde abgeschliffenen Form der Schriftsprache¹⁾“ zu finden sei, „zu der sich dann noch einige wenige Volksdialektformen gesellen²⁾.“

¹⁾ Von mir gesperrt.

²⁾ K. P. F. Abt. I (Fârs-Mundarten), S. XIX der Einleitung.

Bâbâ Tâhir

(I.) ɔ— als Copula:

Huart I (1885) Nr. 57 = Heron-
Allen Nr. 41.Huart I (1885) Nr. 46 = Heron-
Allen Nr. 3.

1. Žukovskij, „Obrazcy“ S. 231, Nr. 30 (aus Shîrâz 1886).
2. In einem Dialektgedicht des Sâ'dî aus Shîrâz bei Edward G. Browne im J. R. A. S. 1895, S. 800 (ف = سست).
3. Romaskevič in den Z. V. O. Bd. 25:
 - a) aus Shîrâz in Nr. 117, 147, 151, 162, 171, 214;
 - b) aus Sivänd in Nr. 1, 162, 173.
4. Ähnlich in den Tâjîk-Mundarten von Fârs bei O. Mann, K. P. F. Abt. I, 26 o., 37 u.
5. Yâzdî und Kermânî nach D. L. R. Lorimer im J. R. A. S. 1916, 2, S. 461 u. f.
6. Alte Sprache von Herât in den Tâbaqât des Anşârî bei W. Ivanow im J. R. A. S. 1923, S. 353 Z. 5 f.
(Die weite Verbreitung dieser Copula in entgegengesetzten Landschaften Irans beweist, daß sie nicht dialektisch ist, wie Ivanow meint; es handelt sich um eine allmählich abkommende Form der Umgangssprache.)
7. Minorsky, Ljudi istiny S. 27: en (Gûrânî)
8. Benedictsen-Christensen, Les dialectes d' Awromân et de Pâwâ, S. 36 (Awromâni).

(2.) \circ (ä) statt اـسـتـ (äst) „ist“

Huart I (1885) Nr. 37 = Heron-
Allen Nr. 19.
Huart I (1885) Nr. 32 = Heron-
Allen Nr. 31.

In einem Dialektgedicht des Pindár-i Rází, Nr. VI, S. 809 bei Edward G. Browne, J. R. A. S. 1895; s. auch S. 781 Z. 2.

A. Chodzko, Grammaire persane ², S. 181 Anm. 1: „Gīlākī und [welcher?] Kurdendialekt.“

Žukovskij, „Obrazcy“, S. 53 Nr. 34, S. 93 u. Nr. 64 (beide aus Tährān), S. 166 Nr. 26 (aus Sīvānd).

Vierzeiler Nr. 16, 19 und 23 des Îzādī, nach O. Mann K. P. F. Abt. II (Lur-Mundarten); im Mamassānī-Lurischen, eben- da S. 38, Nr. 18; s. auch O. Mann, „Kurze Skizze der Lurdialekte“, S. 16 oben.

Im Awromānī, nach Benedictsen-Christensen, Les dialectes d’Awromān etc., S. 36 u., 54 o.

3. Beispiele für den Abfall des schließenden *-d* bei der 3. P. Sg. Praes.

a) آـيـ [= schriftpers. آـيـ] „er kommt“

Huart I (1885) Nr. 22 = Heron-
Allen Nr. 29.
Huart I (1885) Nr. 6 = Heron-
Allen Nr. 22.
Huart II (1908) Nr. 13.

Romaskevič in den Z. V. O. Bd. 25, Nr. 188, S. 213 (aus Shīrāz).

b) نمونه [= schriftpers. نماند]
„er bleibt nicht“

Huart I (1885) Nr. 36 = Heron-
Allen Nr. 39. { Romaskevič in den Z. V. O.
Bd. 25, Nr. 194, S. 215 (aus
Shîrâz).

c) شد [= schriftpers. شد]
„er gelangt“

Huart I (1885) Nr. 50 = Heron-
Allen Nr. 59. { شد [= schriftpers. میسرد];
Žukovskij, „Obrazcy“, Nr. 65,
S. 186 (aus Shîrâz-Sîvänd).

(4.) Beispiele gewaltsamer Verkürzungen bei Verbalformen
von شدن:

a) Hilfsverb شم [= schriftpers. میشم [= schriftpers. میشوم]
شوم] „ich werde“ „ich werde“

Huart I (1885) Nr. 20 = Heron-
Allen Nr. 6. { Žukovskij, „Obrazcy“ S. 10
Nr. 4 (aus Isfahân); Romaskevič in den Z. V. O. Bd. 25,
Nr. 34, S. 158 (aus Isfahân
und aus Shîrâz).

نمیشود [= schriftpers. نمیشند]
„wird nicht“.

{ Romaskevič a. a. O. Nr. 95
S. 180 (aus Isfahân und
Kermân).

b) بشیم [= schriftpers. بشویم]
„läßt uns gehen“.

Huart I (1885) Nr. 15 = Heron-
Allen Nr. 13. { Žukovskij, „Obrazcy“ Nr. 68,
S. 140 (aus Shîrâz und Sî-
vänd).

درشید [= schriftpers. درشید]
„tretet heraus“.

{ Romaskevič a. a. O. Nr. 172,
S. 207 (aus Shîrâz).

{ شید Alte Sprache von Herât
bei al-Anşârî, s. W. Iwanov
im J. R. A. S. 1923, S. 22.

(5.) Bevorzugung eines anderen Labiales:

تَوْ [= schriftpersisch تاب] „Drehung“:

Huart I (1885) Nr. 31 = Heron-Allen Nr. 36. { Žukovskij, „Obrazcy“ Nr. 36, S. 60 (aus Tährân).

(6.) مو [schriftpersisch من] „ich“:

Huart I (1885) Nr. 13 = Heron-Allen Nr. 4.

Huart I (1885) Nr. 30 = Heron-Allen Nr. 51.

Huart I (1885) Nr. 11 = Heron-Allen Nr. 30.

Huart II (1908) Nr. 18.

a) مو bei Romaskevič a. a. O. Nr. 210 S. 221 und Nr. 224 S. 226 (beide aus Shîrâz), Nr. 153 S. 200 (aus Yäzd und Shîrâz). مو ist eigentlich ما („wir“). Auch im Madaglashtî fiel D. L. R. Lorimer die Ersetzung d. 1. P. Sg. durch die 1. P. Plur. auf [The Phonology of the Bakhtiari etc., S. 151 u.].
b) هُو in den Vierzeilern Nr. 9—12, 14, 15, 22, 25, 26, 28, 32, 33, 36, 39—41 und 44 des Dichters Izâdî, bei O. Mann, K. P. F. Abt. II (Lur-Mundarten).

B. In den Texten von Cl. Huart und E. Heron-Allen kommen seltsamerweise mundartliche (bzw. ältere) und abgeschliffene gemeinpersische Formen desselben Verbalstammes vor.

Dialekt bzw. älteres Persisch	niederes Volkspersisch
(۱) میکند [statt schriftpers. كند]	„er tut“ كند [=schriftpers. كند]

Huart I (1885) Nr. 7 = Heron-Allen Nr. 18 (S. 32); (nicht = میکنم, wie Heron-Allen hier irrtümlich schreibt). كنیم [statt schriftpers. كنیم] „wir tun“. Huart I (1885) Nr. 19 = Heron-Allen Nr. 12.

Huart I (1885) Nr. 3 = Heron-Allen Nr. 20. (Heron-Allen bezeichnet كند irrig als Dialektform, wie er denn nirgends das niedere Persisch und die Mundarten auseinanderhält.)

(2.) **هارم** [= schriftpers. **هارم**]
[statt schriftpers. **هارم**]
„ich habe“.

Huart I (1885) Nr. 30 = Heron-
Allen Nr. 51.

Huart I (1885) Nr. 6 = Heron-
Allen Nr. 22.

Huart I (1885) Nr. 13 = Heron-
Allen Nr. 4.

Huart I (1885) Nr. 7 = Heron-
Allen Nr. 18.

هارم [= schriftpers. **هارم**]
„er hat“.

Im selben Vierzeiler, d. i. Huart I (1885) Nr. 30 = Heron-Allen Nr. 51 (nicht mundartlich, wie Heron-Allen S. 55 behauptet). Desgleichen begleitet **هارم** bei Žukovskij, „Obrazcy“, Nr. 35 S. 54 (aus Tährân), Nr. 11 S. 25 (aus Isfahân und Tährân), S. 209—211 Nr. 5 (aus Shîrâz); bei Romaskevič (*dōrā*) a. a. O. Nr. 97 S. 180 und Nr. 212 S. 222 (beide aus Isfahân), Nr. 1 S. 145 (aus Sîvänd und Shîrâz), Nr. 166 S. 205 (aus Yäzd und Kermân); beim Dichter Ȧzâdî, Vierzeiler Nr. 3 und 14, bei O. Mann K. P. F. Abt. II (Lur-Mundarten) S. 41 und 44; im Mamassânî-Lurischen, nach O. Mann, ebenda S. 4, Stück II, mehrmals.

C. Wie die Mundarten, so hat auch die niedere persische Volkssprache mitunter Bildungen bewahrt, die in der persischen Schriftsprache als „ältere Stufe“ gelten und längst aufgegeben sind. Als wichtiges Beispiel dafür sei hier *vel* „Blume“, „Ge- liebte“ genannt, an dessen Stelle in der Schriftsprache *gul* getreten ist. Das Wort *vel* findet sich:

als ل , bei Bâbâ Tâhir Huart II (1908) Nr. 2 und 10.	bei Žukovskij, „Obrazcy“, Nr. 7 S. 215, Nr. 24 S. 229, Nr. 25 S. 229, Nr. 39 S. 235, Nr. 43 S. 238 und Nr. 57 S. 255;
--	--

als *ج*, bei Bâbâ Tâhir
Huart II (1908) Nr. 2 und 10.

bei Romaskevič a. a. O. in mehr
als 40 Beispielen aus Sîvänd,
Shîrâz, Kenârâ, Yäzd, Ker-
mân, Isfahân;
im Mamassâni-Lurischen als *vil*,
nach O. Mann K. P. F. Abt.
II, S. 31 Nr. III, S. 32 Nr. IV,
S. 35 Nr. XII, S. 39 Nr. XX;
aber auch im Sivâni-Zâzâ aus
Kassan, bei Lerch, Forschun-
gen über die Kurden II, 213:
vil'e „Blümchen“; Zâzâ aus
Kor, nach O. Mann, *vil*
„Rose“.

Merkwürdig ist auch der Fall des Imperativs *بُور* „komm!“, der bei Bâbâ Tâhir mehrmals vertreten ist: Huart I (1885), Nr. 12, 15, 19 und 27, während die kürzere Form *بُور* nur bei Huart II (1908) Nr. 11 vorkommt. Huart mußte sich in seiner Erläuterung zum erstgenannten Vierzeiler (J. A. 8e série, t. VI, 519) mit dem Hinweis auf den Dialekt von Sô begnügen (nach Houtum-Schindler). Dagegen äußert sich Žukovskij im Glossar zu seinen „Obrazcy“ (S. 270) folgendermaßen: *بُور* = *بِيَا* = *بِيَا* = *بُور*, „komm!“ Zusammen mit dem folgenden Verbum bedeutet es, wie auch in der persischen Umgangssprache¹⁾, „auf!“ (Sede)²⁾. Vgl. die „Materialy“ unter *أَهْدِن*.³⁾ Schlägt man dort S. 55 nach, so findet man für die Mundarten von Vônishûn, Kohrûd und Keshâ übereinstimmend *bâre* [بُوره], für diejenige von Zefrä: *bûr* [بور]. Im Sôi fand O. Mann *bûrâ*, im Khunsârî *bâre*, im Mahallâtî *bâri*. Das Sîvändî zeigt die Form in leichter Ab-
wandlung als *bîri*³⁾. Im Nâyinî treffen wir, nach O. Mann, *yûr*. Dagegen fehlt der Imperativ auf *-r* heute dem Sämnânî, das hier mit dem Schriftpersischen übereinstimmt. Leider reicht das Material nicht zu einer Angabe über das Verhalten des Natânzî.

¹⁾ Von mir gesperrt.

²⁾ Auf diese Mundart kommen wir noch weiter unten (S. LXIII f.) zu sprechen.

³⁾ Übrigens auch schon bei Cl. Huart im J. A., 9e série, t. I (Paris 1893), S. 263.

D. Die Stellungnahme Cl. Huart's zur Dialektfrage der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir macht den Eindruck ratlosen Umherirrens; seine Äußerungen sind zwiespältig. Zunächst prägte er als umfassenderen Begriff den wunderlichen Ausdruck „*Pehlevi musulman*“; dieser wurde jedoch von V. Žukovskij ¹⁾ und C. Salemann ²⁾ als unbrauchbar zurückgewiesen; und Cl. Huart hat ihn dann selbst aufgegeben. Andererseits hatte sich Cl. Huart in seiner I. Abhandlung vom Jahre 1885 (S. 512 o.) dem Lutf 'Alî Beg angeschlossen, der im Âtâsh-kâdâ die Sprache des Bâbâ Tâhir als „Dialekt von Rây“ (رای) ³⁾ bezeichnet hat. Huart meinte, daß dieser den nordpersischen Dialekten (Gîlâkî, Mâzândârânî, Tâlysh u. ä.) stark benachbart sei. Später hat er seine Ansicht von der Sprache des Bâbâ Tâhir noch nach zwei Richtungen geändert. Im „Spiegel Memorial Volume“ (1908) zieht er die sogenannten Kâshân-Mundarten Žukovskij als angeblich nächstverwandt heran, endet jedoch nicht ganz folgerichtig mit dem Schluß, daß bei Bâbâ Tâhir der Dialekt von Hämâdân vorliege. Im J. A. vom Jahre 1914 (11e série, t. IV, 634 u.) behauptet er einfach, die Vierzeiler des Bâbâ Tâhir seien in der Mundart von Hämâdân geschrieben. Wenn es auch zutrifft, daß Bâbâ Tâhir

¹⁾ „Materialy“, Einleitung S. IV f. Edward G. Browne berief sich noch im Jahre 1896, ohne die wohl begründete Kritik Žukovskij zu kennen, auf die Autorität Cl. Huarts mit seinem „*Pehlevi musulman*“, s. den „Catalogue of the Persian MSS. in the Library of the University of Cambridge“, S. 70 und 73. Dort hat Edw. G. Browne längere Abschnitte aus einer Schrift über die Lehre der Ismaïliten von einem Ḥurûfî veröffentlicht, und zwar gerade solche Teile des Werkes, die seiner Meinung nach „in einem westpersischen Dialekt geschrieben sind, verwandt dem Bakhtiârî (oder Lurî) und Kurdisch — einem jener interessanten Dialekte, welche Herr Huart zusammenfassend als „*Pehlevi Musulman*“ bezeichnet“ (S. 70). In diesem Satze werden Sprachen und Mundarten mehr oder weniger miteinander gleichgesetzt, die voneinander zu scheiden sind. Die von Edward G. Browne mitgeteilten Proben berechtigen nicht zu dem Schlusse, daß man es mit einer Luren-Mundart, und das hieße Südwestiranisch, zu tun hätte.

²⁾ G. Ir. Ph. Bd. I, 1, S. 250 Anm. 3. Trotzdem hat Edward Heron-Allen im Jahre 1902 an dem verfehlten Terminus „*Pehlevi musulman*“ festgehalten (S. XVI f. der Einleitung zu seinem Buche „The Lament of Baba Tahir“). Weder ihm noch seinem Berater Edward G. Browne war damals der G. Ir. Ph. bekannt.

³⁾ Auf diesen Ausdruck gehe ich in dem Abschnitt „Vom Mahallâtî“ (besonders S. LXXXVII f.) näher ein.

die letzte Zeit seines Lebens in Hämädân verbracht hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß er dort von Anfang an gelebt und den Ortsdialekt gesprochen habe. Die bunte Zusammensetzung der Bevölkerung vieler großer vorderasiatischer Städte ist bekannt. Auch in Hämädân lebten Leute verschiedener Nationalität. Für unsere Frage entscheidend wäre erst das Ergebnis einer Gegenüberstellung der Sprache der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir mit dem Hämädânî. Ich muß allerdings eingestehen, daß ich von der Hämädaner Mundart sehr wenig weiß. Ich vermag auch nicht zu sagen, woher sie Cl. Huart kennt, um daraufhin sein Urteil über die Sprache der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir zu fällen. Vorläufig komme ich nicht hinaus über ein Zitat bei einem arabischen Geographen des X. Jahrhunderts n. Chr. und über einige Dialektverse in einem persischen Geschichtswerke der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts n. Chr. Eine Angabe des Geographen al-Maqdisî ¹⁾, auf die schon Baron Victor Rosen hingewiesen hat ²⁾, betont zunächst ausdrücklich die Verschiedenheit der Sprachen in Medien; in Rây drücke man sich anders aus als in Hämädân oder aber in Qazvîn. Nach al-Maqdisî lauteten [Präteritalformen] im Hämädânî ^{وَاتَّهُوا} — also Bildungen von der Wurzel *vat* „sagen“, beim ersten Beispiel mit Pseudominalsuffix. Nun finden wir zwar bei Bâbâ Tâhir in Huarts Texten ein einziges Mal die Form ^{وَاتَّشَ} „er sagte“; jedoch rechtfertigt eine ver einzelte Übereinstimmung noch nicht eine Gleichsetzung der Mundarten, in diesem Falle um so weniger, als genau dieselbe Bildungsweise des Präteritums, ja sogar dieselbe Form: *vâtâsh*, *vâtish* im Sîvândî (von Sîvând bei Persepolis in Fârs) wiederkehrt. Zweitens kenne ich Verse eines Dialektdichters aus Hämädân, des Izz oddîn, die uns bei Hämîd ollâh Mostâuffî, Târikh-i guzîdâ, überliefert sind ⁴⁾. Falls nicht Abschreiber Änderungen vorgenommen haben, wäre seine mit der schriftpersischen überein-

¹⁾ S. ۱۴۸ der Ausgabe von M. J. de Goeje, in der Bibl. Geogr. Arab.

²⁾ Bei Žukovskij, „Materialy“, S. X der Einleitung.

³⁾ Dem entspräche das Zefrâî vôtum (Imperf. 1. P. sg.) bei Žukovskij, „Materialy“, S. 185 r., wie richtig bemerkt ist von Paul Schwarz, Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen, Teil V, 1 (Leipzig 1924), S. 521 Anm. 6.

⁴⁾ S. Edward G. Browne im J. R. A. S., 1901, S. 4.

stimmende Form **دَانَ** „ich habe“ schwer mit den vielen Beispielen von **دَيْمَ** in Huarts Drucken der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir zu vereinigen. Entweder beim Târîkh-i guzîdâ oder im Falle der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir ist die Überlieferung unzuverlässig; oder aber Bâbâ Tâhir hat kein Hämâdâni geschrieben. Von einer anderen Seite her können wir den unsicherer Beweis ergänzen und der Sache etwas näherkommen. Versuchen wir einmal, Cl. Huart auf seinem Wege zu folgen und den Vergleich mit den „Materialy“ Žukovskij durchzuführen! Es wird sich herausstellen, daß sich die vereinzelt auftretenden echten Dialektwörter nicht zu einem einheitlichen Dialekt vereinigen lassen, sondern nach verschiedenen Richtungen auseinanderstreben. Man kann mit Cl. Huart ¹⁾ anerkennen, daß die vom Präsenthema *kar* gebildeten Formen von „tun“ bei Bâbâ Tâhir gut zum Vônishûnî stimmen, desgleichen der Imperativ von „gehen“ **كَشَّ** (Bâbâ Tâhir bei Huart II (1908), Nr. 11) zu demjenigen der Mundart von Keshä. Bestreiten muß ich aber schon die Behauptung Huarts, daß **تَرْسَانٌ** (Bâbâ Tâhir bei Huart II (1908) Nr. 1) als 1. P. Sg. ebendort nachweisbar sei; ich finde in den „Materialy“ *tersân* nur als Infinitiv des Vônishûnî-Verbs, für dessen Konjugation die Unterscheidung von *ā* und *ū* in der zweiten Silbe wesentlich ist. Gar nicht zum Vônishûnî, sondern nur zu den Mundarten von Kohrûd und Keshä passen Formen von „brennen“ wie **سُوْجَمْ** und **سُوْجَمْ** (bei Huart I, Nr. 34 und 53). Das Verbum „wissen“ lautet bei Huart immer nur mit der dentalen Spirans *z* an ²⁾, während Heron-Allen auch Varianten mit dem Sibilanten *z* angibt, die nur anderen Mundarten zukommen könnten. Wie O. Mann nachdrücklich hervorgehoben hat ³⁾, ist in der Aussprache ein deutlicher Unterschied zwischen beiden Lauten zu hören. Huarts Praesentia **نَذَوْنَمْ** „ich weiß nicht“, **نَذَوْنَوْ** „du weißt“ und **نَذَوْنَوْ** „er weiß“ sind daher mit den entsprechenden mit *z* anlautenden Formen der Mundarten von Vônishûn, Kohrûd, Keshä und Zefrä unvereinbar (gegen Huarts Erläuterungen zu Nr. 27 der I. Abhandlung). **نَذِي** „ist“

¹⁾ II. Abhandlung (1908) S. 291: ungenau „Kaschan-Dialekte“.

²⁾ I. Abhandlung (1885), Nr. 27, 32, 37, 43, 56, 57.

³⁾ „Kurze Skizze der Lurdialekte“ S. 6.

nicht“ bei (Huart I Nr. 55) läßt sich nur in der Mundart von Zefrä, nicht auch in den anderen Dialekten der „Materialy“ Žukovskijs belegen. Die Form دینم „ich sehe“ (bei Huart I (1885) Nr. 14 und 23) sucht man vergeblich in den „Materialy“. Das passivisch gebildete Präteritum م نی — „ich sah“ (bei Huart I (1885) Nr. 24) würde sich mit denjenigen der Mundarten von Vônishûn, Kohrûd und Keshä (in den „Materialy“ Žukovskijs) vertragen, ebensogut freilich mit dem Khunsârî und Mahallâtî, nach O. Mann. Dagegen kehrt die abweichende Bildung دینم „ich sah“ (bei Huart I (1885) Nr. 4) in den „Materialy“ Žukovskijs nicht wieder. Ebensowenig begegnet in einem der Dialekte der „Materialy“ die Form يوں „er kommt“ (Huart I (1885) Nr. 25, 33, 42, 54); ihr entspräche zwar nach Houtum-Schindler ¹⁾, nicht aber nach O. Mann, das Sôî. Für die häufig vertretenen Dialektformen دیرم, دیری usw. („ich habe“, „du hast“ usw.) der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir ²⁾ fehlt irgendwelche Entsprechung in den „Materialy“. Bei dem Versuch, den Formenschatz der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir unterzubringen, kommen wir demnach nicht einmal mit den vier — untereinander mannigfach abweichenden — Dialekten der „Materialy“ Žukovskijs aus. Eine der auffallendsten Dialektformen, das ebenerwähnte دیرم usw., gehört anderswohin. Wir stoßen auf sie an zahlreichen Stellen der Rubâ’îyât des Îzâdî aus Kâzärûn, der auch Lurî-Gedichte verfaßt hat ³⁾. Seine Vierzeiler zeigen allerdings, wie O. Mann selbst hervorhebt, „eine von den gesprochenen Luren-Mundarten erheblich abweichende Sprache. Hier liegt ein ähnliches Dialektgemisch vor, wie wir es in den bekannten Vierzeilern des Bâbâ Tâhir antreffen“ ⁴⁾. Bei Îzâdî finden wir nicht nur solche Formen

¹⁾ ZDMG. Bd. 38 (1884), 103.

²⁾ Huart, I. Abhandlung (1885) Nr. 7, 13, 26, 29, 30, 44, 55 und 56.

³⁾ S. O. Mann, K. P. F. Abt. II (Mundarten der Lur-Stämme) S. 41 ff.; biographische Angaben in der Einleitung S. XXXIII; danach starb Îzâdî im Jahre 1905, lebte also fast 900 Jahre nach Bâbâ Tâhir.

⁴⁾ Ebenda S. XXXIV der Einleitung. Allerdings geht die Dialektmischung in den vorliegenden Texten der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir noch weiter. Der entscheidende Unterschied zwischen ihnen und dem Wortlaut der Vierzeiler des Îzâdî in den K. P. F. Abt. II liegt jedoch in der Art der Überlieferung. Sie ist im Falle

wieder, die wir in den „Materialy“ Žukovskij nicht unterbringen konnten, sondern bemerken zugleich, daß vermeintlich dem Vôni-shûnî usw. eigentümliche Formen auch in seinen Vierzeilern vorkommen.

دیرم *déróm* „ich habe“ neben *nädârom* ندارم „ich habe nicht“

in Nr. 2, 3, 4, 11, 12, 31 und 33. { in Nr. 15 und *nädårom* in Nr. 12.

دَرِيْ (déri) = *déri* „du hast“

in Nr. 40—44. { wie bei Bâbâ Tâhir neben „*dârâ* „er hat“ (in Nr. 3 und 14)

Zwei Bildungen vom Hilfszeitwort *بود* (...

Bâbâ Tâhir یزدی

بُ بُ bū

Huart II (1908) Nr. 15. Nr. 9 und 27.

1. $\text{सं} bī$

Huart I (1885) Nr. 24, 29, 40, Nr. 29, 41, 44.

42, 45, 46, 48—51.

نے (نیست = „ist nicht“):

Huart I (1885) Nr. 55. İzädi Nr. 3, 11 und 26.

Die Ausstoßung des خ im Silbenauslaut einiger Verba der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir (آوینته، آمیته، آندوته، سوته²⁾) ist auch bei Îzâdî zu beobachten; in Nr. 31 und 46 finden sich *sûtâ* und *andûtâ*.

Von der etwas gekünstelten Literatursprache des Dichters İzädi wenden wir uns zu den gesprochenen Mundarten der Luren. In der Sprache der Fêlî oder Kleinluren treffen wir eine zu-

des  z d f eindeutig und zuverlässig; denn O. Mann hat den Text aus der Hand des Dichters erhalten [s. das Reisetagebuch vom 23. März 1902]. Dagegen braucht man nur einmal die vielen Varianten in Heron-Allens „Lament of Baba Tahir“ miteinander zu vergleichen, um zu erkennen, d f hier Texte ganz verschiedener Herkunft vorliegen.

¹⁾ Für das Gärrûsî-Kurdische von Mâzändärân bietet A. Querry die Form *diri* „er hat“ [„Mémoires de la Société de Linguistique de Paris“ t. IX (1896), S. 8].

²⁾ Schon von Cl. Huart hervorgehoben, im J. A., 8e série, t. VI (1885), S. 508.

sammengezogene Verbalform wieder, die in Žukovskij's „Materialy“ nicht vorkommt:

ديم,,ich sah“ *dīm „ich sah“.*

Huart I (1885) Nr. 4. { O. Mann, „Kurze Skizze der Lurdialekte“, S. 14 unten.

An Übereinstimmungen kommen hinzu Formen — die freilich auch anderswo begegnen — wie

شو، „Nacht“

Huart I (1885) Nr. 6, 7, 12, 25, 33, 53. { *shōū* bei O. Mann, ebenda S. 8 (allgemein lurisch).

و „Fieber“

Huart I Nr. 7. *tau* im Bakhtiârî, bei D. L. R. Lorimer, The Phonology of the Bakhtiari etc., S. 61.

نوم، "Name"

Huart I Nr. 32. $\left\{ \begin{array}{l} \text{nûm im Mamassänî-Lurischen} \\ \text{bei O. Mann, a. a. O. S. 5.} \end{array} \right.$

„es war“ bzw. „es sei“¹⁾

{s. die auf der vorigen Seite auf-
gezählten Stellen bei Huart
I (1885)).} *bî* im Mamassänî-Lurischen bei
O. Mann, a. a. O. S. 11.

Nicht nur die Wahrscheinlichkeit, sondern überhaupt die Möglichkeit, daß die Sprache in den Vierzeilern des Bâbâ Tâhir als Hämädânî zu gelten habe, oder aber allein für das Nordwestiranische in Betracht komme, ist nunmehr geschwunden; denn das Lurische ist, wie O. Mann gezeigt hat, Südwestiranisch. Unter solchen Umständen kann ich die mehrfach aufgestellten Behauptungen von dem „medischen“ Charakter der Sprache in den Vierzeilern des Bâbâ Tâhir nur als verfehlt bezeichnen. Schon R. v. Stackelberg hat die Sprache des Bâbâ Tâhir einfach für „medisch“ erklärt²), Georg Léon Lesczcyński sogar für „west-

¹⁾ Über **دی** und seine wechselnden Bedeutungen s. Edward G. Browne, A literary history of Persia, Vol. I (1902), S. 84, außerdem besonders über die Verbreitung von **دی** vor allem W. Ivanow im J. R. A. S. 1923, S. 357—359.

²⁾ WZKM. Bd. 18 (1904), S. 286.

medisch“ ¹⁾), ohne daß sie einen Versuch zum Beweise ihrer Thesen unternommen hätten. Nun geben aber beide Verfasser außerdem an, daß Bâbâ Tâhir auch als Lure bezeichnet werde. Die Unvereinbarkeit der beiden Volksnamen ist ihnen nicht klar geworden. Wenigstens Lesczcyński hätte sich aus O. Manns K. P. F. Abt. II darüber unterrichten können, daß das Lurische als Südwestiranisch vom „Medischen“ geschieden ist. Natürlich darf man nicht in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfallen und die Sprache der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir einfach für Lurisch erklären ²⁾. Cl. Huart, R. v. Stackelberg und G. L. Lesczcyński hatten die Frage zu eng gefaßt, indem sie darauf ausgingen, in den vorliegenden Texten der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir einen bestimmten Dialekt ausfindig zu machen. Wir haben die Unmöglichkeit einer Theorie dargetan, bei der man sich auf einen einzigen Dialekt festlegt. Tatsächlich liegt ein Dialektgemisch vor, wie schon O. Mann erkannt hat. Weil nun in noch stärkerem Maße die niedere Umgangssprache auftritt und auch schriftpersische Formen beigemischt sind, hat man bei Huarts Text den Eindruck eines bunten Durcheinanders. Er ist jedenfalls das Ergebnis zahlreicher fremder Eingriffe. Ich wenigstens glaube nicht, daß Bâbâ Tâhir ein solches Kauderwelsch geschrieben hat. Die Sprachmischung erklärt sich großenteils schon aus der Tatsache einer späten, wahllos vorgenommenen Sammlung der in ver-

¹⁾ Im Titel und S. 30 seiner Übersetzung.

²⁾ Friedrich Rosen spricht von „Bâbâ Tâhir-i Lurr“ und von seinen „Vierzeilern in lurrischer Mundart“ (mit Doppel-r schreibt er, wie schon lange vor ihm der Russe Gamazov, den Volksnamen), s. „Harut und Marut und andere Dichtungen“, Berlin 1924, Georg Stilke, S. 91—93. Rosen sagt nicht, welche Ausgabe bzw. Handschrift er seiner Verdeutschung zugrunde gelegt hat. Sollte er nur die üblichen Drucke benutzt haben, so ginge der Ausdruck „lurrische Mundart“ entschieden zu weit.

In dem Buche „A Literary History of Persia from the earliest times until Firdawsî“, London 1902, S. 83 u., gibt Edward G. Browne an, die Vierzeiler des Bâbâ Tâhir würden verschieden beschrieben, als der „Dialekt von Hamadân“ oder der „Lurî-Dialekt“. Aus dieser Stelle macht sich D. Austin Lane im J. R. A. S. 1923, S. 218 Anm. 1, die Irrlehre zurecht, daß der Lurendialekt auch der Dialekt von Hamadân genannt werden. Browne ist mit seinem zu kurz geratenen Satz und der Setzung des mehrdeutigen „or“ (oder) nicht ganz schuldlos daran, daß ein Außenstehender so etwas aus seinen Worten herauslesen kann.

schiedenen Landschaften Persiens weitverbreiteten¹⁾ Vierzeiler des Bâbâ Tâhir, aus der Willkür der Schreiber, die nach Franz Teufel²⁾ und Guy Le Strange³⁾ in Persien besonders groß ist, aus absichtlicher nachträglicher Überarbeitung, vielleicht auch aus der Aufnahme einiger unechter Stücke.

(V.)

Die Notwendigkeit der Scheidung der nordwestiranischen Dialekte von den südwestiranischen oder eigentlich persischen hat O. Mann in den K. P. F. Abt. I, S. XX—XXV zu begründen unternommen. Ich sehe in dieser Trennung einen vorläufigen Versuch zur Ordnung einer Mannigfaltigkeit, deren verwirrende Buntheit mir schematisierender Klärungsversuche zu spotten scheint. Mit der zunehmenden Kenntnis der sprachlich-mundartlichen Verhältnisse Irans hat sich mir immer drückender die Erkenntnis ihrer äußerst starken Zusammengesetztheit aufgedrängt und mich immer mehr zum Gegner einfacher Formeln gemacht. Die verschlungenen Wege der Sprachen- und Dialektmischung sind nur die Spuren zahlreicher sich kreuzender historischer Vorgänge, die wir nicht in zeitlos gehaltene „Gesetze“

¹⁾ Wilhelm Geigers Behauptung [G. Ir. Ph. I, 2 (1899), S. 346], daß Bâbâ Tâhirs Gedichte nur selten zu hören seien, zeugt nicht gerade von Kenntnis der Literatur. Schon A. Chodzko hatte im Jahre 1857 den Bâbâ Tâhir als *poeta laureatus* — allerdings irrtümlich der Kurden — bezeichnet [J. A. 5e série, t. IX, 355], nachdem er bereits 1842 in den „Specimens“ (S. 434) auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Graf Gobineau hatte 1859 hervorgehoben, daß Bâbâ Tâhirs Dichtungen im Lurendialekt äußerst geschätzt seien [Trois ans en Asie. Nouvelle éd. 1905, S. 327]. Cl. Huart hatte im Jahre 1885 [J. A. 8e série, t. VI, 511] das Fortleben der „mystischen Verse“ des Bâbâ Tâhir bezeugt. V. Žukovskij hat an verschiedenen Stellen auf die außerordentlich große Verbreitung der Vierzeiler des Bâbâ Tâhir hingewiesen [Z. V. O. Bd. 1 (1887) S. 27, ferner in den „Materialy“ (1888), Einleitung, S. V f., Anm. 4; dann in den Z. V. O. Bd. 13 (1900), S. 104, und in den „Obrazcy“ S. 3 und 27—29. Edward Heron-Allen spricht gleich auf der ersten Seite der Einleitung zu seinem „Lament of Baba Tahir“ von der weiten Verbreitung der Vierzeiler. A. V. Williams Jackson hob 1906 [Persia past and present, S. 167] die besondere Beliebtheit seiner Verse hervor. Dazu kommen noch Angaben von Edward G. Browne, V. Minorskij u. a.]

²⁾ Z. D. M. G. Bd. 36 (1882), S. 105.

³⁾ „Mesopotamia and Persia under the Mongols in the fourteenth Century A. D.“ (London 1903), S. 10.

fassen, sondern nur als Tatsachen hinnehmen können. Dialekte sind Entwicklungsgebilde, die sich nicht in allen Phasen gleichbleiben. Anzeichen eines Wandels scheinen mir unter den Mundarten des vorliegenden Bandes, trotz der Spärlichkeit des Sprachstoffes, z. B. am Sīvāndī erkennbar. Die Aufgabe der Einreihung der Dialekte in den geschichtlichen Zusammenhang und die Verwandtschaftsbeziehungen der iranischen Sprachen bleibt jedenfalls ein verwickeltes Knäuel von Aufgaben, dessen Lösung wir, bei der Unsicherheit unserer Kenntnis älterer Sprachstufen, nicht kurzerhand mit Gewalthieben erzwingen, sondern nur behutsam in geduldiger Kleinarbeit allmählich fördern können. Solange erst etwa ein Drittel des Stoffes der Nordwestiranischen Abteilung der K. P. F. genauer durchgearbeitet vorliegt, muß ich Ausführungen über sprachgeschichtliche Beziehungen im allgemeinen für verfrüht halten. Der nach Lage der Verhältnisse erste und zurzeit allein gangbare Weg durch das Sprachen- und Dialektlabyrinth Irans ist und bleibt, wie schon V. Žukovskij betont hat, die eingehende Erforschung der heutigen Sprachen und Mundarten.

(VI.)

Wie in der Vorrede bemerkt wurde, ist für die Zusammenfassung der sieben Mundarten im vorliegenden Bande nicht allein die Rücksicht auf die besondere Enge ihrer Verwandtschaftsbeziehungen, sondern zugleich ein äußerer Zweckmäßigkeitsgrund maßgebend gewesen. Der nächstliegende Einteilungsgrund für die Mundarten innerhalb des Bandes wird gewonnen durch die Frage nach ihrem Verhältnis zum Kurdischen. Es zeigt sich, daß einige der hier vertretenen Mundarten vom Kurdischen beeinflußt sind, andere dagegen nicht. Zwar nicht so tiefgreifend, aber immerhin fühlbar ist eine andere Scheidelinie, die quer zur ersten verläuft. Es stellt sich heraus, daß einige iranische Sprachen und Mundarten einen Redeteil mehr besitzen als andere: das Determinativsuffix. Also ergibt sich eine zweite Gruppierung bei der Beantwortung der Frage, welche Mundarten mit dem Determinativsuffix ausgestattet sind und welche es entbehren.

Lernen wir zunächst einmal ein Beispiel kennen für die Einwirkung des Kurdischen! Schon bei einem Vergleich der Dialekte

im I. Bande der „Materialy“ Žukovskij kann man einen morphologischen Gegensatz unter ihnen feststellen, weil einer ihrer Dialekte, das Kohrûdî, eine Fürwortform grundsätzlich nach kurdischer Art bildet. Das Pron. suffixum der 3. P. Sg. lautet bei ihm *-i*, wie im Kurdischen¹⁾; dagegen haben das Vônishûnî, Keshâî und Zefräî nach persischer Weise *-äzh* bzw. *-äsh*. Žukovskij scheint die Bedeutung dieser Abweichung, die in seiner Tabelle S. 223 enthalten ist, nicht gewürdigt zu haben. Nun ist aber das Sôî dem Kohrûdî aufs engste verwandt²⁾, auch darin, daß sein Pron. pers. der 3. P. Sg. *-i* lautet, wie im Kurdischen³⁾. Schon diese Tatsache scheidet unsere Mundarten in zwei Gruppen und hindert uns daran, der herrschenden Ansicht gemäß die Mundarten der Plätze um Kâshân: Sô nebst Kohrûd und anderer unter dem Titel „Kâshân-Mundarten“ zu vereinigen, also mit den Dialekten der „Materialy“ Žukovskij gewissermaßen unter einen Hut zu bringen. Nicht etwa Žukovskij selbst, sondern erst Paul Horn, Hermann Hübschmann, Wilhelm Geiger und Clément Huart haben mit dem Ausdruck „Kâshân-Mundarten“ eine in sich gleichgeartete Dialektfamilie bezeichnen wollen. Keiner von ihnen hat es für nötig gehalten, die Ausführungen Žukovskij in der Einleitung und im grammatischen Schlußabschnitt der „Materialy“ zu beachten. Wie sich aus Žukovskij besonnenen Darlegungen ergibt, liegen die Verhältnisse viel zu verwickelt, als daß

¹⁾ Solche Kohrûdî-Pronomina s. z. B. „Materialy“ S. 17 Z. 24, S. 63 r., S. 76 r., S. 161 l. Vgl. dazu O. Mann, Kurze Skizze der Lurdialekte, S. 12 (Das Pron. pers. d. 3. P. Sg. *-i* ein Hauptmerkmal des Kurdischen); von einer anderen Seite her sieht W. Geiger die Sache an [G. Ir. Ph. I, 2, S. 392 u. f. (§ 177)]. Gelegentlich einmal zeigt auch das Zefräî kurdischen Einfluß. Statt des schriftpers. Stammes *rân-* „treiben“ treffen wir im Keshâî *rám-* (eine Spielart des Schriftpersischen), im Zefräî aber nach kurdischer Art *râv-*. Über das Verhalten des Kurdischen in diesem Punkte s. O. Mann, a. a. O. S. 8; die Stämme von „treiben“ stehen in den „Materialy“ Žukovskij S. 131.

²⁾ Ich verweise namentlich auf die Liste der Sôî-Verben, bei der ich in vielen Fällen auf die entsprechenden Kohrûdî-Formen aufmerksam gemacht habe.

³⁾ Ich weiß nicht, wie O. Mann in seiner „Kurzen Skizze der Lurdialekte“ S. 12 Anm. 1, zu der Behauptung kommt, das Sôî habe beim Pron. suffixum der 3. P. Sg. *-äsh*, im Gegensatz zum *-i* des Kohrûdî; auf seine Sôî-Texte kann er sich dafür nicht berufen.

man daran denken könnte, von den Kâshân-Mundarten als einer gleichmäßigen Gruppe zu sprechen. Aus dem Inhalt der „Materialy“ folgt, daß der Titel des Buches weiter nichts als den Hinweis auf die räumliche Nachbarschaft der aufgezählten Plätze geben soll, nicht etwa eine Theorie ihrer nahen Verwandtschaft; vielmehr hat Žukovskij die hauptsächlichen morphologischen Abweichungen zwischen den Mundarten der „Materialy“ im „Grammatischen Abrîß“ zusammengestellt, wobei jedoch, wie vorhin bemerkt wurde, einer der wichtigsten Punkte wohl nicht ganz zu seinem Recht gekommen ist. Die eben genannten Benutzer der „Materialy“ haben nun die Unterschiede zwischen den einzelnen Mundarten in solchem Maße verwischt, daß sie aus Bequemlichkeit oder aus einem anderen Grunde nur noch einen Sammelnamen für sie gebrauchten. Wenn eine bestimmte Einzelform in einem dieser Dialekte vorkommt, wird sie von Paul Horn gleich auch für sämtliche anderen in den „Materialy“ vertretenen dekretiert, ohne daß er es für der Mühe wert gehalten hätte, nachzusehen, ob das von ihm herausgegriffene Wort tatsächlich in allen Mundarten der „Materialy“ vorkommt, oder ob nicht vielmehr schon im Nachbarort eine erheblich anders lautende Form im Gebrauch ist. Von den vielen vorliegenden Fällen führe ich im folgenden nur wenige an; denn ich sehe es hier nicht als meine Aufgabe an, die lange Reihe der Mißgriffe in den „Grundrissen“ und ähnlichen Handbüchern zu berichtigen.

Paul Horn im G. Ir. Ph. I, 2

S. 43 „Käsch. *yedō* getrennt“

S. 48 „Käsch. *vōjōr* Markt“.

Žukovskij in den „Materialy“

$\left\{ \begin{array}{l} \text{S. 97 l. } „V[\text{ön.}] \text{ } \check{y}\text{udō}̄\text{i} \\ \Gamma[\text{ohr.}] \text{ } \text{yedō}̄\text{i} \\ K[\text{esh.}] \text{ } \text{veyō}̄\text{i} \\ Z[\text{efr.}] \text{ } \check{y}\text{udō}̄\text{i}. \end{array} \right.$

$\left\{ \begin{array}{l} \text{S. 68 r. } „V[\text{ön.}] \text{ } \text{bōzōr} \\ \Gamma[\text{ohr.}] \text{ } \text{bōzōr} \\ K[\text{esh.}] \text{ } \text{vōjōr} \\ \text{vōjōri } (\text{cum Izaf.}) \\ Z[\text{efr.}] \text{ } \text{bōzōr} \\ N[\text{atänzi}] \text{ } \text{bōzōr} \text{“.} \end{array} \right.$

S. 48 „ <i>Kāsch. vōr</i> Frühling“.	S. 79 l. „ <i>V[ōn.] vōr</i>
	„ <i>Γ[ohr.] bohōr</i>
	„ <i>K[esh.] bohōr</i>
	„ <i>Z[ejr.] bohōr</i> “.

Dieses vereinfachte Verfahren, das die Massenherstellung von „Lautgesetzen“ erleichtert, haben andere Iranisten ebenfalls für sehr praktisch befunden und angewandt.

Hermann Hübschmann in den Žukovskij in den „Materialy“ „Persischen Studien“ (1895):

S. 115 „ <i>mussár, mussertér</i> „groß, größer“, <i>kessár, kessertér</i> „klein, kleiner“ usw.; in den Dialekten [!] von Kāšān, Shukovski p. 75 und 176.“	S. 75: „ <i>V[ōn.] mussar</i>
	„ <i>mussertér</i> (compar.)
	„ <i>Γ[ohr.] gurd</i>
	„ <i>gurdítér</i> (compar.)
	„ <i>K[esh.] gurd</i>
	„ <i>gurdítár</i> (compar.)
	„ <i>Z[ejr.] bär</i>
	„ <i>büre</i>
	„ <i>bürtér</i> (compar.)“
	S. 176: „ <i>klein</i> “
S. 22 Anm. 1 „ <i>kāš. vōzī</i> „Spiel“ (Shuk. p. 68)“.	„ <i>V[ōn.] kessár</i>
	„ <i>kessertér</i> (compar.)
	„ <i>Γ[ohr.] vüjüj</i>
	„ <i>vüjüshtér</i>
	„ <i>K[esh.] k'as</i>
	„ <i>kastár</i> (compar.)
	„ <i>Z[ejr.] k'as</i>
	„ <i>kastér</i> “.
	S. 68: „ <i>V[ōn.] vōzī</i>
	„ <i>Γ[ohr.] kōdá</i>

Ähnlich verfährt Hübschmann S. 82 unter Nr. 796 („*kāš. šū* Shuk. p. 157“).

Wilhelm Geiger im G. Ir. Ph. Žukovskij in den „Materialy“
I, 2, S. 384 unter 2.

„Mühle K. M. ūr“
S. 385, Z. 4 „K. M. nūm Name“

„Wassermühle“
S. 54 r. „V[ōn.] ūr
Γ[ohr.] ūr
K[esh.] ār
Z[efr.] īr
N[atānzi] ūr-ōu.“

kommt bei Žukovskij nicht vor; sollte es W. Geiger aus **نامزد** „Braut“ abstrahiert haben, so ist die Wiedergabe ungenau; denn wir lesen in den „Materialy“ S. 199 l.

„V[ōn.] nūmzēd
Γ[ohr.] nūmzed
K[esh.] nāmzē
Z[efr.] nūmze.“

S. 390 behauptet W. Geiger: „In den K. M., speziell, wie es scheint, im Zefre, kann der Plural durch Anfügung des Abstrakturns *gel* „Menge“, und zwar im Pl. *gelō*, ausgedrückt werden . . .“ Dieser Satz enthält eine unberechtigte Verallgemeinerung. Žukovskij selbst hat S. 213 ausdrücklich bemerkt: „-*gelō*. Diese Endung erscheint nur im Zefrā-Dialekt.“ Im Glossar der „Materialy“ finden sich insgesamt sechs Beispiele der Pluralbildung auf -*gelō*, und zwar nur für die Mundart von Zefrā; ich zähle sie auf: *aimīgelō* „Menschen“ (S. 54), *večegelō* „Kinder“ (S. 70), *pūrgelō* „Söhne“ (S. 85), *dendūgelō* „Zähne“ (S. 125), *sūsgelō* „Kleie“ (S. 143) und *essergelō* „Sterne“ (S. 144).

Ich erspare mir hier die Mitteilung sonstiger Einzelheiten über das Auseinandergehen der Dialekte in den „Materialy“ Žukovskij, weil ich bei den folgenden Untersuchungen zur Frage der Beziehungen der einzelnen Mundarten zueinander auf ihre Besonderheiten immer wieder zurückkommen muß. Wollte man nach dem Muster der P. Horn, H. Hübschmann, W. Geiger u. a. fortfahren, von „Kāshān-Mundarten“ zu sprechen, so ließe sich bei den Dialekten dieses Bandes die Art der Verwandtschafts-

verhältnisse überhaupt nicht bestimmen. Als V. Žukovskij auf der Reise nach Isfahān an Kohrûd vorüberkam, fragte er auf der ersten Poststation Bideshk den Stationsaufseher, ob man im Dorfe Bideshk in der Sprache von Kohrûd rede. Die Antwort lautete: „Warum sollen wir in ihr reden? Es ist eine Lumpensprache; wir haben unsere eigene Sprache!“¹⁾ Žukovskij fährt auf der nächsten Seite fort: „Als ich weiter in der üblichen Weise meine Bauern fragte, ob sie die Bewohner der Nachbarschaft verstanden, mitunter nahe Nachbarn, antworteten sie darauf in folgenden Ausdrücken: „Wir verstehen sie nicht.“ „Viel verstehen wir nicht.“ „Wir verstehen sie nicht ganz.“

Jede Mundart ist gewissermaßen ein Gewächs für sich, unter besonderen Bedingungen entstanden und entwickelt. Daher verträgt sie keine schematische Behandlung; man darf sie nicht in eine künstliche, im voraus fertige Schablone pressen. Man muß es sich abgewöhnen, Dialekte generell zu behandeln. Erst wenn man jede Mundart, wie überhaupt jede Sprache, als einzigartiges Gebilde ansieht, kann man ihr gerecht werden.

(VII.)

Der Versuch einer Bestimmung der Eigenart und der Verwandtschaftsbeziehungen der Mundarten dieses Bandes kann nur unter einer Einschränkung unternommen werden: die Charakteristiken und Vergleiche gelten nur mit dem Vorbehalt, daß gewisse Züge nicht der besonderen Prägung der Gewährsmänner und der Berichterstatter angehören; diese persönlichen Zufälligkeiten vermögen wir noch nicht überall sicher zu erkennen, und darum lassen sie sich auch nicht in Abzug bringen.

(a) Vom Khunsârî.

Khunsâr liegt nordwestlich von Isfahan und fast südlich von Mahallât. Über die Verbreitung des Khunsârî äußert sich O. Mann folgendermaßen: „Khûnsârî wird gesprochen in Khûnsâr und seinen Dörfern Vânishûn, Tijûn, Kûdgûn, Bâbâ Sultân, Bîdâhând²⁾,

¹⁾ „Materialy“, S. VIII der Einleitung.

²⁾ = *Bîdhend* bei Žukovskij, „Materialy“, S. VIII der Einleitung, wo rund 60 Dörfer (der Gegend von Kâshân, Natânz und Gulpâigân) aufgezählt sind, in denen man nicht Neupersisch spricht.

Sûnâghûn, Vâdâsht, [dagegen] in Fârâidân nicht; außerdem ähnlich in Sädâh (Isfahan), Kuhrûd, Sô, Nâyín“ ¹⁾.

Diese Angaben, die offenbar auf Eingeborenenaussagen beruhen, können wir nicht ohne weiteres als Tatsachen hinnehmen, sondern müssen sie im einzelnen an den Sprachproben nachprüfen. Das ist in größerem Umfange wenigstens für das Vôni-shûnî möglich, eine Mundart, die schon von Žukovskij erforscht worden ist. Der Vergleich des Khunsârî mit dem Vônishûnî ist um so leichter, als sich unter den Khunsârî-Texten O. Manns viele Erzählungen befinden, die er aus Žukovskij „Materialy“ übernommen hat. Nun hat sich schon Žukovskij in der Einleitung zu den „Materialy“ die Frage nach der etwaigen Übereinstimmung der beiden Mundarten vorgelegt und sie verneint: Nach der Aussage eines Bewohners von Vônishûn liegt dieses Dorf nur zwei Farsakh von Khunsâr entfernt, gleichwohl wird das Vônishûnî in Khunsâr nicht gebraucht. Žukovskij zitiert zur Begründung eine Stelle aus Heinrich Brugsch, die Aussage des damaligen Nâ'ib von Khunsâr, der aus dem „in Khonsâr allein gesprochenen eigentümlichen Dialekt“ den Anspruch seines Ortes auf ein hohes Alter und eine besondere Abstammung herleitete ²⁾. In der Tat bestätigt eine Gegenüberstellung des Khunsârî und des Vônishûnî die Ansicht von Brugsch und Žukovskij. Das Khunsârî zeigt im Bau vieler Verba große Ähnlichkeit — selten vollständige Übereinstimmung — mit dem Vônishûnî ³⁾; in einigen Fällen aber bestehen deutliche Abweichungen. So z. B. unterscheiden sich stärker vom Vônishûnî die Khunsârî-Verba „sagen“ (mit *zh* gegenüber dem *j* des Vônishûnî) und „kochen“ (mit *z* gegenüber dem *j* des Vônis hûnî). Im Khunsârî sondert man „sich setzen“ und „sitzen“, während diese Verben für die Mundarten der „Materialy“ wie auch für das Schriftpersische zusammenfallen. Dem Vônishûnî geht ferner die besondere Ausdrucksweise

¹⁾ Textbuch L (1901—03), S. 282 (d. i. letzte Seite).

²⁾ „Reise der K. Preußischen Gesandtschaft nach Persien“ Bd. II (Leipzig 1863), S. 32.

³⁾ Die zum Vônishûnî stimmenden Verba des Khunsârî habe ich in der Verbliste angemerkt; leider fehlt eine Reihe wichtiger Zeitwörter in den „Materialy“, so daß der Vergleich hinsichtlich der Konjugation nur sehr lückenhaft ausfallen kann.

des pronominalen Objektes beim Verbum ab, das im Khunsârî mit der Ersetzung des Präfixvokales durch ī zustandekommt. Von besonderem Gewicht ist der Umstand, daß dem Vônishûnî ein Redeteil fehlt, der dem Khunsârî eigen ist: das Determinativ-Suffix. Schon hiernach kann man sagen, daß in der Ortsnamenliste O. Manns die Dialektgrenzen des Khunsârî zu weit gezogen sind. Er scheint dies nachher eingesehen zu haben; denn im Halbjahresbericht vom 5. November 1902 heißt es von Khunsâr vorsichtiger: „Hier fand ich einen eigentümlichen persischen Dialekt, der dem von Zhukovskij aufgezeichneten von Vônishûn nahesteht.“ In dieser Fassung kann das Urteil O. Manns bestehen bleiben. — Die Angaben O. Manns decken sich mit den Ausführungen Žukovskij in folgendem Falle. Im ersten Teil der Ortsnamenliste O. Manns werden die Dörfer Tijûn und Kûdgûn genannt, deren Namen bei Žukovskij („Materialy“, S. VI) Tijôn und Kujôn lauten, während sie unter den Formen Tidschu und Kutgûn schon bei Heinrich Brugsch [a. a. O. II, 29 und 30] vorkommen, wie Žukovskij festgestellt hat. Die drei ersten Dörfer der Liste O. Manns: Vânišûn, Tijûn und Kûdgûn gehören auch nach Žukovskij in der Tat sprachlich zusammen und sind — womit dieser Einheitlichkeit ihrer Bewohner von vornherein Ausdruck gegeben wird — unter dem allgemeinen Namen Se de-i ūbrûdâ bekannt. Mit dem Zusatz ūbrûdâ wird einer Verwechslung vorgebeugt, die auch O. Mann zu verhüten suchte, indem er im zweiten Teil seiner Liste als Ortschaft mit einer dem Khunsârî bloß ähnlichen Mundart „Sä däh (Isfahân)“ nannte. Über die Sprache dieser „drei Dörfer“ bei Isfahân hat Žukovskij in einem Aufsatz der Z. V. O. Bd. I (1887), S. 23—25, 27—29, kurz gehandelt¹⁾. Diese „drei Dörfer“ heißen Hizyun [Hizün?], Perishûn und Benesbaun. Wie man wohl in Tâhrân über das Sämnanî lächelt, so spottet man in Isfahân über die Sprache von Se de- „Drei kleine Dörfer, die nur eine unbedeutende Handvoll der persischen Bevölkerung bilden, haben ihre eigentümliche Sprache, so selbständig, daß die Frauen, die großenteils nicht über die

¹⁾ Nach S. 23 Anm. 1 sandte Žukovskij der Fakultät der orientalischen Sprachen „eine ziemlich ausführliche grammatische Skizze unter Beifügung von Texten“ ein. Ich habe nicht ermitteln können, ob bzw. wo sie gedruckt ist.

Grenze ihrer Dörfer hinauskommen, die rein persische Sprache nicht verstehen, mit Ausnahme einiger Wörter, die beiden Sprachen gemeinsam sind“¹⁾). Žukovskij fand nach weiteren Nachforschungen, „daß die Mundart von Se de keine Sonderstellung einnimmt, sondern ziemlich nahe Verwandte hat. Zu ihnen gehört z. B. der Dialekt von Keshä (کشە, nordnordöstlich von Isfahān, unweit Natānz). Keshä ist eines von 72 Dörfern, die um Natānz verteilt sind (14 farsakh oder 85 Werst von Isfahān in den Bergen). Diese Mundart gilt, auf persisch gesprochen, als Bruder zu der von Se de, aber nicht als leiblicher Bruder — sagen wir nach unserer Ansicht —, sondern als Vetter, weil sie, obschon ihr im allgemeinen ähnlich, im einzelnen ihre Besonderheiten hat, die von mir sorgfältig aufgezeichnet sind“²⁾).

(b) Vom Nāyinî.

Das Khunsârî und das Nāyinî stehen den anderen Mundarten dieses Bandes insofern als Paar gegenüber, als sie über das Determinativ-Suffix verfügen, während dieser Redeteil den übrigen hier vertretenen Dialekten abgeht³⁾. Ähnlich dem Khunsârî hat das Nāyinî zwei Verba für „sich setzen“ und „sitzen“, wenn sie auch jetzt nicht mehr deutlich geschieden werden; während der eine dieser Verbalstämme, der beiden Dialekten gemeinsam ist, im Khunsârî ein č aufweist, steht beim Nāyinî-Verb ein sh. Auch sonst ergeben sich Abweichungen; denn es werden gebildet:

im Khunsârî	im Nāyinî
Stämme von „sagen“ mit zh,	mit j ⁴⁾ ,
„brennen“ mit z,	mit j,
„wollen“ mit g ⁴⁾	mit v,

¹⁾ Z. V. O. Bd. I (1887), S. 24.

²⁾ Ebenda S. 25.

³⁾ Es bliebe allerdings noch zu untersuchen, ob man dem Khunsârî und Nāyinî nicht noch das Natānzî wird zugesellen müssen. Vorläufig sind mir dessen Substantivschlüsse auf -ä noch rätselhaft; ich habe die betreffenden Wörter im Natānzî-Glossar mit Fragezeichen versehen. Hoffentlich erhalten wir einmal eine größere Zahl von Natānzî-Texten, die eine bessere Grundlage für die Untersuchung abgeben.

⁴⁾ Ebenso im Mahallâtî.

„suchen“ (im Anlaut) mit *v*, mit *y*,
 „werden“ mit *n*¹⁾, mit *rt*.

Auch „tun“ wird im Nâyinî etwas anders konjugiert als im Khunsârî, ähnelt dagegen schon mehr dem Mahallâtî-Verb und dessen Verwandten (s. die Verbtafel zum Mahallâtî).

Am meisten klingen Verben des Nâyinî an solche des Keshâî und Zefräî an (s. die Verweisungen in der Verbtafel des Nâyinî); gleichwohl ergeben sich auch hier deutliche Unterschiede, z. B. bei „verkaufen“. Vor allem weicht der Infinitivausgang des Nâyinî von demjenigen des Keshâî ab.

Von anderen Stämmen als bei den sonstigen Mundarten dieses Bandes und der „Materialy“ Žukovskijs sind die Nâyinî-Verba für „schicken“ und „vergehen“ gebildet.

Das Schema der Nâyinî-Personalendungen im Sg. des Präsens der Transitiva und Intransitiva, dazu im Präteritum der Intransitiva entfernt sich von der Konjugation fast aller Dialekte des vorliegenden Bandes und der „Materialy“ Žukovskijs; nur das Sîvändî scheint ihm nahezukommen, soweit ich nach den spärlichen mir bekannten Formen dieser Mundart urteilen kann.

Auch die Subjektspronomina beim Präteritum der Nâyinî-Transitiva stehen mit ihren Eigentümlichkeiten vereinzelt da, verglichen mit den sonstigen Mundarten dieses Bandes.

Ähnlich wie im Sämnânî ist im Nâyinî die Scheidung der Tempora (Aorist vom Präsens, Präteritum vom Imperfekt) im praktischen Gebrauch größtenteils schon aufgegeben. Die Verwendung der wichtigsten Verbalpräfixe zeigt eine Entartung, für die es bei den anderen Dialekten dieses Bandes keine Analogie gibt.

Sehr merkwürdig ist beim Nâyinî — sofern nicht eine individuelle Besonderheit des betreffenden Gewährsmannes vorliegt — die häufige Zurückziehung des Druckes auf die erste Silbe, namentlich dann, wenn durch Anfügung von Suffixen das Wort verlängert wird. Der Druck liegt mitunter auf der viertletzten Silbe.

Der englische Konsul Keith E. Abbott schreibt in seinem Reisebericht vom Jahre 1854, nach einem Besuch in Nâyin im

¹⁾ Ebenso im Mahallâtî

Jahre 1849: „Seine Bewohner sprechen einen eigenen Dialekt, der, wie mir der Statthalter erzählte, die alte Sprache der Gâbr ist, welche diesen Platz zu einer nicht sehr fernen Periode inne-hatten“¹⁾). In dem Buche „Ten thousand miles in Persia“ (London 1902, S. 157 o.) bemerkt Percy Molesworth Sykes von der Stadt Nâyin: „Ihr altes Fort ist als Kala-i-Gabr bekannt, und selbst die kanâts tragen zoroastrische Namen.“ [Was besagt dieser Ausdruck? Leider hat Sykes unterlassen, solche Namen aufzu-zeichnen.] Wir sind nunmehr genötigt, Stellung zu nehmen zu der Frage nach dem Bestehen eines besonderen „Gabrî“-Dialektes bei den Resten der über Persien hin verstreuten Be-kenner einer alten iranischen Religion. Es wird bei uns allgemein angenommen, daß es einen solchen Gabrî-Dialekt gebe. Die an-gesehensten Iranisten verwenden diesen Begriff, als ließe er keinen Zweifel zu. Auch Wilhelm Geiger und Oskar Mann haben sich den Terminus „Gabrî“ angeeignet, ohne zu merken, daß sie damit zu einem anderen Einteilungsgrunde übergingen, der sich mit demjenigen sonst von ihnen aufgestellten und festgehaltenen kreuzt. Wilhelm Geiger glaubte hervorheben zu müssen, daß die Bezeichnung Gabrî „schon von Berézine gebraucht wurde“²⁾. Tatsächlich ist dieser Ausdruck um mindestens achtzig Jahre älter. Zu einer Zeit, da die Dialektverhältnisse Persiens für die Forschung noch ganz im Dunkel lagen, im Jahre 1771, schrieb Anquetil du Perron, der die Parsen nur in Indien kennen gelernt hat, vom Rückgang des „Pehlvi“: „Es konzentrierte sich in den Büchern. Den Fremden und selbst den Muhammedanern, den Zerstörern des Perserreiches, unbekannt, pflegten es nur die Parsen, ein kostbarer Rest der Jünger Zoroasters; und aus der Mischung dieser Sprache [des Pehlevi] mit dem Parsi, dem Zend, dem Tatarischen u.s.w. hat sich das Guebri gebildet, eine Art Kauderwelsch, den Parsen von Kirman und denjenigen der Um-ggebung des Kaspischen Meeres eigentlich“³⁾. Von diesen Aus-

¹⁾ J. R. G. S. vol. 25 (London 1855), S. 15.

²⁾ G. Ir. Ph. I. Bd., 2. Abt., S. 382, § 156.

³⁾ Zend-Avesta ouvrage de Zoroastre. Tome second (so nach dem Titelblatt; dagegen auf dem Einbandrücken: Tome III), S. 429. Von Yäzd ist also hier noch nicht die Rede.

führungen ist wenigstens die Ansicht richtig, daß es sich beim „Guebri“ um ein Mixtum compositum handle, wenn auch in anderem Sinne, als Anquetil meinte; denn die abenteuerliche Mischung, die fortan unter dem Namen „Guebri“ in der sprachwissenschaftlichen Literatur begegnet, verdankt ihre Buntheit wesentlich der Phantasie europäischer Gelehrter; das wird die vergleichende Zergliederung der Sprachproben zeigen. Verfolgen wir den Isnâd vom 18. bis zum 20. Jahrhundert!

Zwar wandert zunächst nur das Etikett „Guebri“ oder „Parsensprache“ weiter; denn Sprachmuster haben uns die ersten Verfechter dieser Begriffe nicht mitgeteilt. Auf Anquetil beruft sich nunmehr William Ouseley¹⁾, dessen große Reiseschilderung besonders angesehen war und viel gelesen wurde, u. a. auch von J. Berezin, der Ouseleys Werk in seinem Путешествие по Съверной Персии (Казанъ 1852, z. B. S. 104) zitiert. Ouseley sprach mit Parsen nicht nur in Indien (und zwar mit einem Dästûr in Bombay), sondern auch in Persien (in Tâhrân mit zwei „Feueranbetern“ aus Yâzd; vorher hatte er Parsen in Shîrâz und Isfahân gesehen.) Auf irgendwelche Unterschiede, besonders in der Sprache, zwischen indischen und iranischen Parsen, hat Ouseley ebensowenig geachtet wie Anquetil. Wie sein Vorgänger beging auch Ouseley den Fehler, den „besonderen Dialekt“ iranischer Parsen der — Anquetil allein bekannten — Sprache indischer Parsen ohne weiteres gleichzusetzen. Es fiel ihm anscheinend auch nicht weiter auf, daß bei Ibn Hauqal, den er zitiert, an der einen Stelle als Sprache von persischen „Feueranbetern“ das Pâhlâvî, an einer anderen aber das Pârsî vorkommt, daß also die Sprache der Gâbr in den verschiedenen Gegenden Persiens auch damals nicht die gleiche war. Die mancherlei Sagen und Anekdoten, die sich Ouseley von Yâzder Parsen hat auftischen lassen, zeigen übrigens, daß sie bei ihren Angaben ebenso phantastievoll wie abergläubisch waren.

Der erste Sprachforscher, der mit dem Anspruch auftrat, Texte im „Guebri“ zu bieten, war der Russe Berezin. Schon

¹⁾ Travels in various countries of the East, more particularly Persia . . . in 1810, 1811 and 1812. Vol. III (London 1823), 354 f., aber auch schon Vol. I (1819), 97 Anm. 36, ferner S. 144.

Peter Lerch hatte 1858 in seiner ausführlichen Kritik schwere Mängel in den kurdischen Abschnitten der „Recherches sur les dialectes persans“ (Casan 1853) aufgedeckt¹⁾. Uns bleibt nur noch der ausdrückliche Hinweis übrig, daß Berezin seine jedenfalls nicht gänzlich übereinstimmenden Aufzeichnungen aus Tährân, Isfahân und Shîrâz gewaltsam zu einem einzigen „Guebr-Dialekt“ zusammengezogen hat. Offenkundig verschiedenen Mundarten angehörende Wörter, unter die Berezin auch noch einzelne schriftpersische Formen gemengt hat, stehen bei ihm als „Dialecte Guebre“ friedlich nebeneinander, so z. B.

1. Bei der Darstellung der Konjugation (Teil I, 110) erscheint für „wollen“ der schriftpersische Infinitiv „خواستن, khasten“, abgekürzt „ووت viut“! Dagegen im Vokabular (Teil III, 149) steht als Infinitiv „وتن, vouten“; [Druckfehler für] „ووت viut“! Teil I, 100: „وتنی, outé ich will“!

2. Das Verbum „gehen“ sieht bei Berezin folgendermaßen aus:

Teil I, 109 (im Abschnitt über die Konjugation):
Infinitiv شدن shouden werden ·(gehen)
Imperativ بشو beshou werde!
(Die weiteren Formen sind mundartlich.)

Teil III, 17 (im Vokabular):
Infinitiv شهن shahen
Imperativ بشی besheh
وشي veshi
Letztere Form steht auch Teil II, 23, Satz 1.

3. Die drei Imperative für „sprich“, die Berezin vorbringt, gehören gewiß zwei verschiedenen Dialekten an. Zwar „،،va““ (Teil I, 102) und „،،veva““ (Teil III, 107) lassen sich wohl miteinander vereinigen; dagegen hat „،،بوني bevouté““ (ebenfalls, Teil III, 107) sicherlich nicht mehr innerhalb desselben Dialektes Platz.

¹⁾ „Forschungen über die Kurden“. II. Abt., S. 29—37. Diese Nachweise scheinen freilich den amerikanischen Missionar L. O. Fossum (A Practical Kurdish Grammar, Minneapolis 1919) in seinem Vertrauen zu Berezin nicht stutzig gemacht zu haben; er wiederholt denn auch einfach die methodologischen Fehler des Russen, würfelt Formen verschiedener Mundarten durcheinander usw.

4. Ich kann auch nicht glauben, daß بگارزی „*beguarzé*“ (Teil III, 107) der Imperativ zu dem Infinitiv وارتن „*vaárten* vorübergehen“ (Teil III, 107) sein sollte; ebensowenig halte ich بکرنسی [wiederum] *beguarzé*“ für den Imperativ zu dem Infinitiv وارتنه „*vaarten* lassen“, sondern meine, daß in beiden Fällen Formen verschiedener Dialekte künstlich zusammengestellt sind, weil jedesmal der Infinitiv eine ältere Stufe der Sprache darstellt als der von Berezin hinzugesetzte Imperativ.

5. Auch die beiden so stark abweichenden Imperative von „kommen“ (Teil III, 145) به آتیو *bia*“ [so] und *bé etoui*“ lassen sich nicht als Formen eines einzigen „Guebr-Dialektes“ begreifen.

6. In dem Abschnitt über die Konjugation (Teil I, 114) zählt Berezin an erster Stelle die Partikeln [Verbalpräfixe] می *m e* دی *de*, شی *she* auf und behauptet, sie würden bei allen Tempora gebraucht, ohne in den meisten Fällen den Sinn des Tempus zu ändern. Ein Präfix شی kann ich allerdings weder in Berezins grammatischen Erläuterungen noch in seinen Texten feststellen; er hat offenbar das Pronomen der 3. P. Sg. irrtümlich dafür angesehen, ebenso wie er [S. 115 unter 3)] aus Unkenntnis der passivischen Präteritalkonstruktion der Transitiva das Pronomen ام *am* der 1. P. Sg. zu einer Partikel der Vergangenheit gestempelt hat. Teil I, 114 nennt Berezin an zweiter Stelle die Partikel, ی *é*“, die in allen drei Zeitstufen vorkomme. In der Tat ist sie in den Texten häufig zu finden ¹⁾). Nach Ausscheidung der beiden fälschlich zu Partikeln erklärtten Personalpronomina bleiben immer noch drei verschiedene Präfixe der dauernden Handlung übrig; daß es soviele in einem und demselben Dialekt nebeneinander geben sollte, muß als unwahrscheinlich bezeichnet werden. Auch dieser Umstand deutet darauf hin, daß Berezin in seinen Texten Sprachproben verschiedener Mundarten gewaltsam miteinander verbunden hat.

Für spätere Forscher war das Yäzdî, das Berezin noch unbekannt war, schlechthin „die Parsensprache“.

¹⁾ Weitere Angaben über dieses Verbal-Präfix *e*- folgen unten im Hauptteil, im grammatischen Abschnitt zu den Mahallâtî-Texten.

Den bisherigen Darstellungen des Yäzdî haften leider manigfache Mängel und Unvollkommenheiten an. Wir müssen daher bedauern, daß uns Keith E. Abbott seine ausführliche Beschreibung von Yäzd vorenthalten hat ¹⁾, und daß O. Mann die geplante Reise dorthin nicht ausführen konnte. Die drei Erzählungen und Lieder der Gâbr von Yäzd, die A. A. Romaskevič veröffentlichten wollte ²⁾, sind wohl noch nicht erschienen. In seinen „Volks-tümlichen persischen Vierzeilern“ finden sich einige Yäzder Dialektwörter verstreut, dazu wenige aus Kermân ³⁾.

Heinrich Petermann ließ sich im Jahre 1854 von dem Sekretär seines Reisegefährten, des bekannten Parsenführers Manekdschi [Manukdschi], namens Kai Chosru ⁴⁾, Stücke aus der Bibel ins „Deri“ übersetzen, und zwar aus der persischen Bibel — ein Verfahren, das für sprachliche Zwecke nicht gerade vorteilhaft war. Außerdem war ihm sein Wirt in Yäzd, Schirmerd, anscheinend besonders bei der Ermittlung grammatischer Eigentümlichkeiten behilflich. Als Petermann im Jahre 1876 starb, hinterließ er die Yäzdî-Texte nur in arabisch-persischer Schrift. Bei der Bearbeitung dieser Aufzeichnungen hat Ferdinand Justi Berezins Darstellung nicht nur leichtgläubig verwertet, sondern dessen methodologischen Grundfehler noch verschlimmert, indem er Berezins — vermutlich aus drei verschiedenen Quellen — zusammengesetzten „Guebr-Dialekt“ mit den Niederschriften Heinrich Petermanns ineinandermischt ⁵⁾. Justi war der Ansicht, daß der Name „Gebri“ passender sei als „Deri“ — wie Petermann im Anschluß an die Theorie der Eingeborenen geschrieben hatte ⁶⁾ — und verstand unter „Gebri“, ähnlich wie

¹⁾ S. J. R. G. S. vol. 25 (1855), S. 20, Anm. *.

²⁾ „Mélanges Asiatiques“ NS. 1919, S. 452.

³⁾ Ich kenne, wie bemerkt, bisher nur die II. Abhandlung in den Z. V. O. Bd. 25 (1921).

⁴⁾ Über dessen Herkunft erfahren wir leider nichts.

⁵⁾ ZDMG. Bd. 35 (1881), S. 327—414.

⁶⁾ Petermann berichtet (S. 328): „Nach der Aussage der dortigen [d. h. wohl Yäzder] Parsen soll diese Sprache erst seit einigen Jahrhunderten eingeführt sein.“ Justi hat sich auf den folgenden Seiten bemüht, diese wunderliche Ansicht zu erläutern, statt sie als gekünstelt und unhistorisch abzulehnen. Diese Kritik hat erst Clément Huart geleistet, im J. A., 8^e série, t. IX (1888), S. 298—302.

Anquetil und Berezin, „die Sprache der Parsen am Kaspischen Meer, in Kirman und Yezd“¹⁾.

Auch Edward Rehatsek²⁾ nimmt ohne weiteres an, daß die Sprache der Zoroastrier in Persien überall dieselbe sei. Er setzt sie ferner irrtümlich mit dem „Deri“ (= Hofsprache) gleich. Über die Herkunft seines Sprachstoffes schweigt er sich vollständig aus. Schwerlich ist er selbst in Persien gewesen. Seine Texte stammen wahrscheinlich aus dem Kreise solcher iranischer Parsen, die nach Indien ausgewandert waren. Wie könnte sonst S. 334 von der Rupienrechnung die Rede sein! Erhebliche Differenzen in der Konjugation desselben Zeitwertes zeigen, daß Rehatsek abweichenden Mundarten verschiedener Gewährsmänner gefolgt ist.

1. S. 334 treffen wir den Imperativ *veiste* „bleib stehen!“, dagegen die Indikative *veshti* „ihr steht“ und [S. 333] *shmō hishtuza bohi* „ihr wart gestanden“.

2. Das Perfekt „ich habe gesehen“ lautet S. 333 sowohl *me didah* als auch *me diza* und *me dizū*. Die letzten beiden Formen, dann der Infinitiv *dizen* „sehen“ [S. 335] wie auch das eben-nannte Plusquamperfekt von „stehen“ deuten auf einen *z*³⁾-Dialekt, als dessen sonstige — übrigens in der Minderheit befindliche — Vertreter bei Rehatsek noch vorkommen: *bizor* „wach“, *bzi* „andere“, *bzuser* (auch *bzúzer*) „Bruder“, *kezá (kze)* „Haus“, *mózer* „Mutter“, *pezér (pezér)* „Vater“, *do zóni* „weißt du?“, und, als besonders auffällig zu nennen: *ishun kuzne* „sie tun“ [S. 333 Z. 1]; denn Rehatsek konjugiert anderswo [S. 334] *me kré* „ich tue“, *shmo krit* „ihr tut“ — also mit zwei verschiedenen Präsensstämmen! Nach der Art des Präsenthemas von „tun“ haben aber besonders Cl. Huart und O. Mann zwei große Dialektprovinzen (um nicht zu sagen: Sprachen) Irans geschie-

¹⁾ ZDMG. Bd. 35 (1881), S. 330. Befangenheit in einer im voraus fertigen Theorie hat Justi auch an der richtigen Lösung des Verbal-Präfixes der Dauer gehindert, s. unten S. 75 (im Abschnitt über die Mahallāti-Verba).

²⁾ *Deri phrases and dialogues*, „The Indian Antiquary“ Nov. 1873, S. 331—335.

³⁾ *z* ist nicht in allen Fällen auf dieselbe Weise zu erklären. M. J. de Goeje schrieb im Jahre 1895: „Es ist seltsam, aber sicher, daß oft ein ursprüngliches *r* in *z* überging. Wir finden sehr oft *Azdashír* für *Ardashír* usw.“ [J. R. A. S. 1895, S. 748 unten.]

den ¹⁾). Derjenige Teil des Sprachstoffes bei Rehatsek, der die eigentümlichen *z*-Formen aufweist, berührt sich mit einer Reihe von Wörtern in J. de Morgans „Dary-Dialekt“ von Tährân [?] ²⁾; mit dem Yäzdî sind diese Bildungen unverträglich. Nach allem ist es nur folgerichtig, daß — ähnlich wie bei Berezin — auch bei Rehatsek nicht weniger als drei Verbalpräfixe der unvollen-deten Handlung begegnen: *me-*, *do-* und *e-*.

Wie seine Vorgänger teilt auch A. Houtum-Schindler, der im Jahre 1879 Yäzd und Kermân besuchte, in der Hauptsache den Wahn von dem Bestehen einer Parsensprache durch ganz Persien hin. Daher gibt er nicht genau an, aus welcher Gegend er seine Wörter- und Formensammlung ³⁾ erhalten hat. Nach dem ersten Satz des zweiten Abschnittes auf S. 54 und aus einigen anderen Stellen ist wohl zu folgern, daß die meisten der 2000 Ausdrücke, die er nach S. 54 hat übersetzen lassen ⁴⁾, aus Kermân stammen ⁵⁾. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen unterscheidet er zwischen Yäzdî und Kermânî. Umgekehrt wie Petermann teilt er — abgesehen von vier Wörtern — alle Ausdrücke nur in Umschrift mit. Sonderbar ist daher der Satz auf S. 58: „Das

¹⁾ S. O. Mann in den K. P. F. I. Abt., S. XXIII f. der Einleitung. O. Mann scheint dort den Franzosen Cl. Huart als den Entdecker dieser Erkenntnis anzusehen; und Cl. Huart hat sich später auf diese Anerkennung seines Fundes durch O. Mann berufen [J. A. 11^e série t. IV (1914) S. 634 u.]. Neben Huart wollen wir aber Charles Rieu nicht vergessen, der wenigstens als Wegbereiter in Betracht kommt; denn die Gegenüberstellung der verschiedenen Präsensstämme von „machen“, „sagen“ u. a. und damit implicite der Grundgedanke der obigen Lehre findet sich schon im „Catalogue of the Persian MSS. in the British Museum“ Vol. II (1881), S. 730, woher ihn Baron Victor Rosen übernommen hat, in seiner „Anmerkung“ zu einem Aufsatz von V. Žukovskij in den Z. V. O. Bd. 1 (1887), S. 27 f. Ch. Rieu wäre danach in gewissem Sinne vor Cl. Huart zu nennen.

²⁾ S. unten S. LXXV.

³⁾ ZDMG. Bd. 36 (1882) S. 54—88.

⁴⁾ Soll das heißen, daß er sich dabei ganz auf andere verlassen hat, statt die Mühe selbst auf sich zu nehmen?

⁵⁾ Die 16 „Parsenwörter“, die Houtum-Schindler zwei Jahre später seinen „Beiträgen zum kurdischen Wortschatz“ (in der ZDMG. Bd. 38) einverleibt hat, sind nach S. 45 in Kermân gesammelt; mit zwei Ausnahmen hatte er sie schon in der ersten Abhandlung (in Bd. 36) veröffentlicht. Edward G. Browne [A year amongst the Persians (1893), S. 188 f.] setzt irrtümlich voraus, daß sich Houtum-Schindlers Abhandlung auf die Sprache von Yäzd beziehe.

gesprochene *ø* ist durch *h*, das nicht hörbare durch *h* wiedergegeben.“ So kann eigentlich nur jemand schreiben, der arabisch-persische Schrift vor sich hat. Danach scheint es, als hätten wir es bei Houtum-Schindler mindestens teilweise mit einer Übertragung aus einer Vorlage in arabisch-persischer Schrift zu tun, wie ich das weiter unten auch für sein Sāmnānī-Vokabular dargetan habe. Damit verliert seine Sammlung zur „Parsen“-Sprache natürlich an wissenschaftlicher Brauchbarkeit, denn wir wissen nicht, ob bzw. wieweit die Aussprachebezeichnungen der einzelnen Wörter den gehörten Laut zuverlässig wiedergeben oder nur nachträgliche Vermutungen darstellen. — Manche Stellen zeigen, daß Houtum-Schindler bei der Sichtung seiner Notizen nicht mit der erforderlichen Sorgfalt verfahren ist. S. 77 und 79 findet sich *yáger* „Ort“, S. 72 jedoch *jágeh* „Ort“ — ein Wort, das er zwei Jahre später in den „Beiträgen zum kurdischen Wortschatze“ S. 61 mit „Bett“ übersetzt! S. 66 steht *mâjeng* „Augenlid“, dagegen in den „Beiträgen usw.“ (1884) S. 89 *mujenk* „Augenwimpern“! S. 67 schreibt er *âineh súni* „Kniescheibe“, S. 76 dagegen genauer *zûni* „Knie“. S. 65 steht *zûmad* „Bräutigam“, in den „Beiträgen usw.“ S. 71 aber *zumâd*. Daß manche Behauptung Houtum-Schindlers über die Parsen im Widerspruch steht zu den Zeugnissen sorgfältigerer Beobachter, sei nebenher bemerkt.

Edward G. Browne verbrachte im Sommer 1888 drei Wochen in Yäzd und zeichnete während dieser Zeit wenige Sätze, Verbalformen und Einzelwörter des „Dari“ auf¹⁾. Er hält also an dem an Ort und Stelle üblichen, irreführenden Namen für die Sprache der Zoroastrier fest, unbekümmert um den obengenannten kritischen Aufsatz von Cl. Huart, der ihm bekannt ist, und um die Warnungen Žukovskis vor heimischen Dialektnamen der Perser, die ihm allerdings fremd geblieben sind. Etwa sieben Jahre später erhielt er von seinem damaligen Wirt Ardashîr Mihrabân den „Dari“-Text einer Fabel nebst schriftpersischer Übersetzung und wenigen Anmerkungen übersandt. Browne ver-

¹⁾ Veröffentlicht in dem Buche „A year amongst the Persians“ (London 1893), S. 389.

öffentlichte diese Arbeit, nachdem er sie mit einer Umschrift und einer englischen Übersetzung versehen hatte ¹⁾). Abgesehen von dem Fehlen eines Glossares, hätten wir hier endlich einmal alles beisammen, was zum Verständnis der Dialektprobe und zu ihrer philologischen Ausnutzung dienen könnte, wenn nur nicht die Umschrift, weil erst nachträglich hinzugesetzt, zu einigen Zweifeln Anlaß gäbe. Wenn Browne bei ihrer Ausarbeitung Wort für Wort genau mit den Angaben der von ihm genannten früheren Forscher verglichen hätte, wäre einiges anders ausgefallen. Seine Umschrift steht noch dazu an mehreren Stellen im Widerspruch zu der arabisch-persischen Schrift des Textes, bei dem übrigens teilweise ungewöhnliche und nicht gerade zweckmäßige Zeichen gebraucht worden sind. Die schriftpersische Übersetzung des Eingeborenen stimmt nicht überall zum Original; ein Fehler ist z. B. in Satz 12 ^{د, ۱۲} statt ^د. Noch weniger zuverlässig ist freilich Brownes englische Übertragung. Ohne Rücksicht auf die Ergebnisse älterer Beiträge zum Thema, zu denen auch Cl. Huarts schon genannter Aufsatz im J. A. (8e série t. IX vom Jahre 1888, S. 298—302) gehört, wiederholt Browne auch hier (S. 103) die übliche Legende: „Die Gabrī-Mundart wird, wie wohl bekannt ist, nur von den Zoroastriern oder Gabr Persiens gesprochen (von denen sie Dari genannt wird) und ist daher fast beschränkt auf die Städte Yezd und Kerman.“

Dem „Dary“-Dialekt von Tährân hat J. de Morgan einige Seiten seiner „Études Linguistiques“ gewidmet ²⁾. Es sind in der Hauptsache Einzelwörter; dazu kommen wenige Bemerkungen zur Grammatik; Texte fehlen ganz. J. de Morgan gibt an, die „Elemente“ dieses „Dary“-Dialektes von dem [indischen Parsen] Manukči erhalten zu haben, und erläutert den Namen in der herkömmlichen Weise: „Der Dary-Dialekt ist die Sprache der Gābr Persiens“, schwächt diesen Satz jedoch gleich darauf ab, indem er einräumt, daß das „Dary“ in den verschiedenen Bezirken der „Mazdäer“ beträchtlich verschieden sei. Natürlich

¹⁾ J. R. A. S. 1897, S. 103—110.

²⁾ Mission scientifique en Perse, tome V (1904), S. 288—291; die Umschrift ist auf französische Leser berechnet.

fehlt es auch in dem Abschnitt über das „Dary“ nicht an den üblichen Überraschungen J. de Morgans für den Leser. S. 290 übersetzt der französische Ingenieur das arab. *esterâhat*, das im Persischen als Substantiv verwendet wird, mit dem Infinitiv *dormir*. S. 288 liest man „*vatmoun poussière (verbe)*“¹⁾. Doch wir wollen hier nicht alle Verschrobenheiten der „*Études Linguistiques*“ vorführen. Gewiß enthält die „Dary“-Sammlung manches Brauchbare; schlimm ist nur, daß man bei J. de Morgan nicht weiß, wieweit man seinen Angaben trauen darf. — Um nun auf die obenerwähnten *z*-Formen zurückzukommen, so finden sich bei J. de Morgan z. B. *börouzér* „Bruder“, *mozer* „Mutter“, *pezér* „Vater“, *viz* „Weide“ [Baum], *vôz* „Wind“, *vozim* „Mandel“, *omozvoun* „kommen“, *zonodvoun* „wissen“; dagegen (abweichend von Rehatsek) *khada* „Palast“.

Wichtiger ist D. L. R. Lorimers Abhandlung „Notes on the Gabri Dialect of Modern Persian“ im J. R. A. S. 1916, 2, S. 423—489, wo er eine große Zahl von Abweichungen, Zusätzen und Verbesserungen zu Wilhelm Geigers Darstellung im G. Ir. Ph. bietet. Lorimer hat den Stoff in den Monaten Juni bis Oktober 1914 in Kermân nach dem Diktat von Eingeborenen gesammelt. Der eine von ihnen, Burzu mit Namen, der schon einige Jahre in Bombay verbracht hatte, stammte wohl aus der Gegend von Yäzd und diente Lorimer als Gewährsmann für das Yäzdî und das Kermânî. Der andere, Bihzâd, Sohn des Sâm, war aus Kermân. Wenn nun auch bei Lorimer, wie bei Houtum-Schindler, das Kermânî besser weggekommen ist als das Yäzdî²⁾, so hat er sich — im Gegensatz zu seinem Vorgänger — wenigstens öfter bemüht, das Yäzdî und das Kermânî zu sondern; immerhin ist die Zahl der Wörter, deren Herkunft im Dunkeln gelassen wird, noch sehr groß. Wenigstens theoretisch ist Lorimer zu der Einsicht gelangt, daß beide Mundarten „in ihren charakteristischen Formen einige Unterschiede des Vokabulars und der Aussprache

¹⁾ Mit Infinitiven scheint J. de Morgan auf besonders gespanntem Fuße zu stehen. S. 234 bezeichnet er das türkische Verbum *düchünmek* als Infinitiv des Rehneh-Mâzändärânî!

²⁾ Bezeichnenderweise spricht Lorimer in seinen „*Persian Tales*“ (London 1919) nur von Kermânî-Erzählungen, nicht auch von Märchen aus Yäzd.

aufweisen“, und er wirft W. Geiger mit Recht vor, diese Tatsache nicht erkannt und bei seinen Zitaten den Hinweis auf die Quelle unterlassen zu haben. Danach durfte man erwarten, daß sich Lorimer selbst, dieser seiner Ansicht gemäß, an die Originalabhandlungen halten würde; statt dessen legt er die abgeleitete, unkritische Darstellung Wilhelm Geigers seinem „Kommentar“ zugrunde. Lorimer kennt also die Arbeiten von Berezin, Rehatsek, Justi und Houtum-Schindler nur dem Namen nach, diejenigen von [Ardashîr Mihrabân-] Edward G. Browne und J. de Morgan überhaupt nicht. Es mag ein Zweifel erlaubt sein, ob Burzu, der sowohl über das Yäzdî als auch über das Kermânî Auskunft gab, in allen Fällen zwischen beiden Mundarten richtig unterschieden hat; hin und wieder dürften wohl Verwechslungen vorgekommen sein und die beiden Mundarten bei Lorimer näher verwandt erscheinen, als sie es in Wirklichkeit sind. Hätte Lorimer bei jeder Form den Namen des Gewährsmannes hinzugesetzt, so würde man etwas klarer sehen können. Hier liegt ein schwacher Punkt der Methodik Lorimers. Weil er außerdem an dem Begriff „Gabri“ festhält, ist er bei der Unterscheidung des Yäzdî und des Kermânî auf halbem Wege stehen geblieben¹⁾. Die mancherlei Unklarheiten der Darstellung beeinträchtigen die Brauchbarkeit der Abhandlung.

Unter solchen Umständen stößt man bei dem Versuch einer Festlegung des Yäzdî leicht auf widersprechende Angaben der verschiedenen Berichterstatter. Ich greife einige Beispiele heraus:

¹⁾ Ein Beispiel dafür ist der Widerspruch in seinen Angaben des Wortes für „Wasser“. Schon Petermann hat als Yäzdî-Ausdruck **و**. Dann hat Houtum-Schindler [ZDMG. Bd. 36, S. 61] hervorgehoben, daß „Wasser“ in Yäzd *wō*, in Kermân *ð* heiße. Ardashîr Mihrabân [bei Edward G. Browne, J. R. A. S. 1897, S. 104, Satz 4] hat **و**, was Browne *vov* liest. Lorimer gibt zunächst [S. 435 o.] „y[ezdî] wō, k[ermâni] ð;“ dagegen erhebt er S. 441 o. Einspruch gegen W. Geigers Annahme „vō Wasser“ mit den Worten: „vielmehr y[ezdî] k[ermâni] wō!“ Wenige Zeilen danach schreibt er nochmals: „y[ezdî] k[ermâni] wō (ab)“. Ich halte mich in diesem Falle zwiespältiger Äußerungen Lorimers an Houtum-Schindlers Bericht, weil — auch nach Lorimer — das Yäzdî ungleich mehr Beispiele des *w*-Vorschlags vor vokalischem Wort-Anlaut zeigt als das *Kermâni*.

Petermann- Justi S. 405 روز „Tag“	Ardashîr Mihrabân bei Edward G. Browne S. 104 Satz I روز	D. L. R. Lorimer S. 443 und 453 <i>rûj</i> [= روز]
Petermann- Justi S. 372 „دوهه“ „Bruder“		D. L. R. Lorimer S. 431 u. und 435 <i>diwêr</i> , S. 444 <i>divêr</i> .
Romaskevič ZVO. Bd. 25, 147, Nr. 5. dîvöł „Mauer“	Lorimer S. 433 u. <i>y[ezdi]</i> <i>k[ermâni]</i> <i>zôr</i> „Mauer“	Houtum-Schindler S. 70 <i>zár</i> (in Yezd) „Dach“.

Unsicher ist auch das Maß des kurdischen Einschlages im Yäzdî, und zwar des *v* (*w*) statt schriftpersisch *m* im Inlaut¹⁾:

Ardashîr Mihrabâns Yäzdî- Infinitiv شلدون — „hinken“ [Satz 15],

dann Petermanns Yäzdî-Wörter پیوانه [statt schriftpersisch مه] „Maß“ und تمام [aus arab. تمام] پیمانه kommen bei den anderen Forschern nicht vor. Lorimer gibt für „Gabri“ *niwak* „Salz“ [S. 466] den Herkunftsort leider nicht an. Die Yäzdî-Form nach kurdischer Art für „Erde“, „Land“ darf dagegen als zweifellos gelten, weil sie bei drei Berichterstattern bezeugt ist:

Petermann- Justi S. 390: زین	Ardashîr Mihrabân bei Edward G. Browne, S. 104 Satz 8, زین [nach Browne <i>zivîn</i>]	D. L. R. Lorimer S. 445 o. <i>zavîn</i> .
---------------------------------	--	--

Auch in J. de Morgans „Dary“, das allerdings schwerlich als Tährâner Mundart gelten kann, finden wir [Mission scientifique etc. t. V, 288] *zêvin* „Erde“.

¹⁾ Der gänzliche Mangel an kurdischer Einwirkung im Nâyînî ist neben anderen Abweichungen geeignet, den Abstand dieses Dialektes vom Yäzdî zu kennzeichnen, das Spuren des Kurdischen aufweist. Ebensowenig wie im Mahallâtî kann ich im Nâyînî den obengenannten Lautübergang nachweisen; vielmehr lässt die Nâyînî- und Mahallâtî-Form *nîsm* [aus arab. نصف] „halb“ den umgekehrten Lautwechsel erkennen.

Ein Gegensatz stellt sich bei zwei Wörtern heraus:

Ardashîr Mihrabân bei Edward D. L. R. Lorimer

G. Browne

S. 104 Satz 13

S. 449 u.

دُشْوَن [dushvûn] „Schmähung“

dušmûn

S. 105, Satz 22 und 25

S. 454 u.

ارْوَشْتُون [arvashtvûn]

ārvaštmûn;

„springen“, „hüpfen“.

Houtum-Schindler S. 76:

ārwaštmûn.

Lorimer gebraucht S. 466 M. die unbestimmte Wendung „-mûn“ ist das gewöhnlich angewandte Suffix, aber -vûn besteht auch¹⁾. Soll dieser Satz heißen, daß ganz bestimmte Verben immer -vûn haben, die meisten aber -mûn? Oder soll er gar besagen, daß die Wahl des Infinitivausganges freigestellt ist, daß aber die Mehrzahl der Personen -mûn vorzieht? Die Sache wird noch rätselhafter, wenn man J. de Morgans angeblich Tâhrâner „Dary“, das er von Manukdschi erhielt, zum Vergleich heranzieht²⁾. Dort ist es gerade umgekehrt: -vûn bildet die Regel und -mûn die Ausnahme. Bei Petermann-Justi [a. a. O. S. 363] kommen vier Beispiele des Infinitivausganges — vor; auch bei Ardashîr Mihrabân ebenfalls nur diese Art. Dagegen kenne ich den Infinitivausgang -mûn (niemals -vûn) noch aus der sogenannten Parsensprache [wohl Kermânî] bei Houtum-Schindler, aus der Mundart von Keshâ (in Žukovskijs „Materialy“) und aus dem Natânzî (bei Žukovskij, ebenda) 3).

¹⁾ Diese beiden Infinitiv-Ausgänge hat Lorimer richtig abstrahiert und dabei die sonderbaren „Endungen“ تَوَارِن- und دَوَارِن- Ferdinand Justis verbessert, die Wilhelm Geiger [im G. Ir. Ph. Bd. I, 2 S. 399 u. und 400 o.] blindlings übernommen hat.

²⁾ Dem verneinten Infinitiv mit *Izâfâ* نَشْفَقْتُونِي [nach Browne *nashnuf-tvûnî*] bei Ardashîr Mihrabân [S. 104 Satz 13] entspricht bei J. de Morgan [S. 290] *achnoft-voun* „hören“, dagegen hat Berezin [Teil III, 57] شَنْفَقْتُونِ ashnouftun, wie er denn immer nur -en als Infinitivausgang bietet; A. Mihrabâns Infinitiv درْتُون [S. 104 Satz 5] gleicht J. de Morgans *dourt-voun* „haben“ [S. 290].

³⁾ Eine Deutung des Infinitivausgangs -mûn als des Pron. suff. der 1. P.

Auf keinen Fall darf man so weit gehen, zu behaupten, daß die persischen Zoroastrier Kurdisch sprächen. Das war die Ansicht des Grafen A. de Gobineau, der in seiner bekannten Neigung zu Übertreibungen und Verallgemeinerungen schreibt, daß die Gâbr unter sich noch heute das „*lekhî*“ [Läkkî, eine südkurdische Mundart] gebrauchten ¹⁾). Die Möglichkeit, daß es einzelne „Feueranbeter“-Gemeinden bei den Läkk auch noch im 19. Jahrhundert gegeben habe, kann man zugeben; bestreiten aber muß man nach den vorliegenden Sprachproben die Berechtigung der Ansicht, daß die Sprache der Gâbr allgemein das Läkkî sei.

V. Žukovskij, der gleichfalls den Ausdruck „*Gabî*“ verwendet, behauptet das „Zusammentreffen des Dialekts von Keshâ mit den Dialekten der Parsen von Yäzd und Kirmân“ hinsichtlich morphologischer und lexikalischer Einzelheiten und möchte es daraus erklären, daß „der Raum von den Bergen von Kohrûd bis zu den Bergen von Natanz irgendwann und, möglicherweise, nicht sehr weit zurückliegend, von feueranbetenden Parsen besiedelt war“ ²⁾). Die Ähnlichkeit des Keshâ mit dem Yäzdî und dem Kermânî darf man jedoch nicht übertreiben; es bestehen zwischen ihnen auch erhebliche Gegensätze, wie folgende Gegenüberstellung zeigt:

Keshâî (nach den „Materialy“)	Kermânî (bzw. Yäzdî)
S. 141 l. <i>zhen</i> und <i>jen, jin</i> „Frau“.	<p style="text-align: center;">{</p> <p>nach Houtum-Schindler [ZDMG 36, 64] <i>yen, yenûk</i>;</p> <p>nach D. L. R. Lorimer [J. R. A. S. 1916, 2 S. 434 und 444] <i>yèn, yènôg</i> (<i>yäzdî: yènug</i>).</p>
S. 186 r. o. <i>gunô</i> „Sünde“	<p style="text-align: center;">{</p> <p>nach Houtum-Schindler S. 75 <i>wenâh</i>.</p>

Plur. versucht W. Ivanow im J. R. A. S. 1923, S. 339 Anm. 2. Sein Vorschlag ist unannehmbar; denn bei dieser Voraussetzung würde die Konstruktion widersinnig, sobald das Subjekt in der 1. P. Sg. steht (wie in dem Beispiel bei Žukovskij, „Materialy“ S. 19 Z. 35) oder gar in der 2. P. Sg. (wie ebenda S. 33 Z. 16, und S. 37 Z. 10).

¹⁾ Trois ans en Asie (de 1855 à 1858). Nouvelle édition (Paris 1905), S. 343.

²⁾ „Materialy“, S. XII unten.

S. 60 r. u. <i>ussuxūn</i> „Knochen“	{ nach Houtum-Schindler S. 66 $\overset{\circ}{a}st\overset{\circ}{u}$.
S. 164 l. <i>hüyð</i> „morgen“	{ nach Lorimer S. 432 <i>hèrdā</i> , nach S. 440 aber <i>èrdā</i> .
S. 119 r. <i>hōtð'ímūn</i> „geben“	{ [Kermâni?] nach Lorimer S. 457 $\overset{\circ}{d}\overset{\circ}{o}dm\overset{\circ}{u}n$.
S. 178 l. <i>nð'ímūn</i> „setzen“	{ [Kermâni?] nach Lorimer S. 457 <i>nðdm\overset{\circ}{u}n</i> .
S. 58 r. <i>ōnimūn</i> „bringen“	{ [Kermâni?] nach Houtum- Schindler S. 76 <i>ártm\overset{\circ}{u}n</i> ; nach Lorimer S. 459 o. <i>wòrtm\overset{\circ}{u}n</i> .
S. 182 l. o. <i>hōg'atm\overset{\circ}{u}n</i> „ergrei- fen“	{ Yäzdî, nach Lorimer S. 455 $\overset{\circ}{g}araft[m\overset{\circ}{u}n]$. { [Kermâni?] nach Houtum- Schindler S. 73 <i>gereftm\overset{\circ}{u}n</i> .
S. 114 r. <i>χutēm\overset{\circ}{u}n</i> „schlafen gehen“	{ Yäzdî, nach Lorimer S. 456 o. $\overset{\circ}{x}öpt[m\overset{\circ}{u}n]$. { [Kermâni?] nach Houtum- Schindler S. 72 <i>χöftm\overset{\circ}{u}n</i> .
S. 82 l. <i>pvt</i> · Präsensstamm von „kochen“	{ Y[äzdî] K[ermâni], nach Lorimer S. 455 M. <i>pèš</i> .

Endung der 1. P. Sg. Präs. und — bei Intransitiven — auch
des Prät. und Perf.

- <i>ūn</i>	- <i>e</i> , <i>è</i> (nach Lorimer)
S. 115 l. Präs. <i>ampeyð</i> „ich wünsche“	{ nach Lorimer S. 472 u. <i>mē-vō</i> .
S. 55 r. u. <i>büre</i> „komm!“	{ Yäzdî, nach Lorimer S. 475 u., $b\overset{\circ}{i}\cdot\overset{\circ}{u}$, $b\overset{\circ}{e}\cdot\overset{\circ}{o}$.
S. 56 l. o. Präs. <i>ayún</i> „ich komme“	{ nach Lorimer ebenda: <i>it·ð·è</i> .
„ Imperf. <i>atemáyún</i> „ich kam“	{ „ „ „ „ <i>it·ðmōd·e</i> .
„ Perf. <i>bémýún</i> „ich bin gekommen“	{ „ „ „ „ <i>om·d·è</i> .

S. 172 l. Präs. neg. <i>nákera</i> „er	nach Lorimer S. 442: na <i>i·krīta</i> .
tut nicht“	
„ Imperf. <i>amkā</i> „ich	Yäzdî, nach Lorimer S. 468: <i>me·m i·kartē</i> .
tat“	

Das Yäzdî und das Kermânî stehen dem Schriftpersischen unverkennbar etwas näher als das Keshâî.

Aus unseren vergleichenden Untersuchungen ergibt sich jedenfalls die Lehre, daß bei Dialektforschungen aufs stärkste individualisiert werden muß¹⁾, also das Gegenteil des Verfahrens Wilhelm Geigers. Aus dem „Gabrî“ der verschiedenen Autoren, in dem ein gut Teil der auseinanderstrebenden iranischen Dialekte zusammengeworfen worden ist, hat er nach Belieben Formen entnommen, bald aus diesem, bald aus jenem Beitrag. Ein arges Durcheinander ist die Folge, zumal Geiger nur in wenigen Fällen die Quelle angegeben hat. Zugleich hat er praktisch seine Einteilung der iranischen Dialekte umgestürzt. Daß er sich zu sehr auf Berezin (und Houtum-Schindler) verlassen hat, habe ich schon früher bemerkt. So z. B. stammt das fragwürdige „*g[abri] vuk* Ei“²⁾ [G. Ir. Ph. I, 2, S. 384 unter 2.] aus Berezin, Teil III, 101. — W. Geiger ist bei seiner Unkenntnis des Kurdischen ratlos gegenüber der Präposition *lī* [a. a. O. S. 402 § 192: „Dunkel ist mir *g[abri] lī* an, zu“]; er hat das Wort aus Berezin [Teil I, 116], dem es jedenfalls versehentlich aus dem kurdischen Abschnitt seiner „Recherches“ in den „Guebri“-Teil geraten ist. — Wenn sich W. Geiger [a. a. O. S. 403 u. § 193] über Berezins *gerdū* „morgen“ und *geze* „gestern“ wundert — während bei anderen Berichterstattern diese Wörter mit *h* anlaufen — und D. L. R. Lorimer a. a. O. S. 487] die Wörter Berezins als „zweifellos irrig“ verwirft, so liegt die Erklärung für ihr Zustandekommen einfach darin, daß Berezin als Russe das seiner Muttersprache fehlende *h*

¹⁾ Von der Straße von Yäzd über Ardâkân und Nâyin nach Kâshân sagt Percy Molesworth. Sykes S. 157 seines Buches „Ten thousand miles in Persia“ (London 1902): „Auf diesem Teil meiner Reise wurde das Dari, das zoroastrische Patois, gesprochen, und es scheint, daß eine etwas ähnliche Sprache in Luristán und Láristán gebraucht wird.“ Solche phantastischen Ansichten äußert ein englischer Konsul nach achtjährigem Aufenthalt in Persien!

²⁾ Schon von D. L. R. Lorimer angezweifelt, im J. R. A. S 1916, 2, S. 429 M.

durch *g* zu ersetzen gewohnt war. — W. Geigers „Gabrī“-Wort *mūsū* „Fisch“ [a. a. O. S. 390 u., § 172 unter 3.], dem D. L. R. Lorimer [a. a. O. S. 445] mißtrauisch gegenübersteht, röhrt her von Berezin, Teil I, 102 und Teil III, 113 [aus welchem Orte?]; Petermann hat ein immerhin ähnliches Yäzdī-Wort ماسو [ZDMG. Bd. 35, 379]. Zu den anderslautenden Yäzdī- und Kermānī-Formen Lorimers gesellen sich noch Houtum-Schindlers *māhī* [ZDMG. Bd. 36, 64, wohl aus Kermān] und J. de Morgans *mohi* [a. a. O. S. 290, von Manukdschi angegeben]. — W. Geiger zitiert a. a. O. S. 384 o. unter 2.): „*g[abrī] buhin* (d. i. *buin*²) „werden“ = np. *būdan*. Die Formen sind entlehnt.“ Anm. 2 lautet bei ihm: „Es gilt wohl hier die Angabe Houtum-Schindlers (ZDMG. 36, S. 57—58), daß *h* im Gabrī unhörbar sei.“ Danach wird der Leser annehmen, daß Geigers „*buhin* (d. i. *buin*) werden“ aus Houtum-Schindlers Abhandlung stamme. Nach mehrmaliger Durchsicht kann ich bestimmt versichern, daß ein Infinitiv „werden“ bei Houtum-Schindler überhaupt nicht vorkommt, sondern S. 72 nur *bodmūn* bzw. *bodmun* „sein“ und S. 81 *budmūn* „sein“, wie denn sämtliche Infinitive in Houtum-Schindlers Abhandlung auf *-mūn* (selten *-mún*, *-mun*) ausgehen. Dann verliert aber W. Geigers Anmerkung ihre Berechtigung; denn die sonderbare Regel Houtum-Schindlers über die Unhörbarkeit des Parson-*h*, deren Voraussetzung ich oben dargelegt habe, gilt natürlich nicht für Beiträge solcher Forscher, bei denen jene Voraussetzung nicht besteht.

In der falschen Grundanschauung, daß es eine durchgehende Parsensprache in Persien gebe, behauptet W. Geiger¹), unter Hinweis auf Houtum-Schindlers Abhandlung, der besondere, altertümlich gefärbte Dialekt der Parson Persiens in Yäzd und Kerman erkläre sich leicht aus der gesellschaftlichen Isolierung²), in welcher sie lange Zeit hindurch lebten. Die Ansicht von der strengen Abgeschlossenheit der Parson innerhalb der städtischen Bevölkerung, für die sich W. Geiger zu Unrecht auf Houtum-Schindler beruft, trifft nicht zu. Die gewerbliche Tätig-

¹) G. Ir. Ph. Bd. I, 2, S. 381.

²) Von mir gesperrt.

gesprochene *φ* ist durch *ȝ*, das nicht hörbare durch *h* wieder-gegeben.“ So kann eigentlich nur jemand schreiben, der arabisch-persische Schrift vor sich hat. Danach scheint es, als hätten wir es bei Houtum-Schindler mindestens teilweise mit einer Übertragung aus einer Vorlage in arabisch-persischer Schrift zu tun, wie ich das weiter unten auch für sein Sāmnānī-Vokabular dargetan habe. Damit verliert seine Sammlung zur „Parsen“-Sprache natürlich an wissenschaftlicher Brauchbarkeit, denn wir wissen nicht, ob bzw. wieweit die Aussprachebezeichnungen der einzelnen Wörter den gehörten Laut zuverlässig wiedergeben oder nur nachträgliche Vermutungen darstellen. — Manche Stellen zeigen, daß Houtum-Schindler bei der Sichtung seiner Notizen nicht mit der erforderlichen Sorgfalt verfahren ist. S. 77 und 79 findet sich *yâger* „Ort“, S. 72 jedoch *jâgeh* „Ort“ — ein Wort, das er zwei Jahre später in den „Beiträgen zum kurdischen Wortschatze“ S. 61 mit „Bett“ übersetzt! S. 66 steht *mûjeng* „Augenlid“, dagegen in den „Beiträgen usw.“ (1884) S. 89 *mujenk* „Augenwimpern“! S. 67 schreibt er *dîneh sûnî* „Kniescheibe“, S. 76 dagegen genauer *zûnî* „Knie“. S. 65 steht *zûmad* „Bräutigam“, in den „Beiträgen usw.“ S. 71 aber *zumâd*. Daß manche Behauptung Houtum-Schindlers über die Parsen im Widerspruch steht zu den Zeugnissen sorgfältigerer Beobachter, sei nebenher bemerkt.

Edward G. Browne verbrachte im Sommer 1888 drei Wochen in Yäzd und zeichnete während dieser Zeit wenige Sätze, Verbalformen und Einzelwörter des „Dari“ auf¹⁾. Er hält also an dem an Ort und Stelle üblichen, irreführenden Namen für die Sprache der Zoroastrier fest, unbekümmert um den obengenannten kritischen Aufsatz von Cl. Huart, der ihm bekannt ist, und um die Warnungen Žukovskis vor heimischen Dialektnamen der Perser, die ihm allerdings fremd geblieben sind. Etwa sieben Jahre später erhielt er von seinem damaligen Wirt Ardashîr Mihrabân den „Dari“-Text einer Fabel nebst schriftpersischer Übersetzung und wenigen Anmerkungen übersandt. Browne ver-

¹⁾ Veröffentlicht in dem Buche „A year amongst the Persians“ (London 1893), S. 389.

Heinrich Petermann sagt von Yäzd: „Das arabische *f* scheint man hier gar nicht zu kennen, daher man auch [neben *puchta* „Lachtaube“, statt *fuchte* wie in Hille] *pursi* für *fâresi* spricht. Man sieht hieraus, daß man auch hier wie in Schirâs, das lange *a* wie *o* oder *u* spricht ¹⁾“.... Diese Sätze lassen nur die Deutung zu, daß gewisse Yäzdî-Eigentümlichkeiten bestehen, welche diese Mundart von denjenigen anderer Plätze, wie z. B. Shîrâz, unterscheiden; von einer Gegenüberstellung zweier gesonderter Sprechweisen innerhalb von Yäzd, einer muslimischen und einer persischen, ist nicht im mindesten die Rede.

Napier Malcolm, der ein halbes Jahrhundert später lebte und fünf Jahre in Yäzd zugebracht hat, sagt: „Der Bewohner von Yezd sieht das Band einer gemeinsamen Sprache als wirklich an, aber er meint damit einen gemeinsamen Dialekt ²⁾.“ Auch bei dem Missionar Malcolm erscheint also die Mundart von Yäzd als Einheit gegenüber Dialekten anderer Plätze; er kennt keinen Unterschied zwischen einem „Parsendialekt“ und der Sprache der muslimischen Mehrheit von Yezd.

D. L. R. Lorimer stellt dem im Titel seiner Abhandlung genannten Gabrî [von Kermân] ein „muslimisches Kermâni-Persisch“ gegenüber. Dies letztere halte ich für eine künstliche Konstruktion; denn aus den wenigen Beispielen, die Lorimer unter diesem Titel vorbringt, kann ich nur soviel ersehen, daß er darunter eine etwas gehobene Sprache versteht, der dementsprechend die erwartete Dialektfärbung fehlt. Was Lorimer mit am meisten als lokale Eigentümlichkeit des „muslimischen Kermâni-Persisch“ ansieht, die Verwendung von dâshân als Hilfsverb [S. 470 o.], ist es gerade am allerwenigsten. Hier handelt es sich vielmehr um eine Ausdrucksweise der allgemeinen persischen Umgangssprache. V. Žukovskij hat das Thema schon im Jahre 1888 in einem Aufsatze behandelt „Die besondere Bedeutung des Zeitwortes *و* in der persischen Erzählsprache“ ³⁾, mit einem Beispiel aus einem Tâhrâner Volksliede. Dann ist er in den „Obrazcy“ (1902, S. VIII) darauf zurückge-

¹⁾ „Reisen im Orient“ II, 207.

²⁾ Five years in a Persian Town. Cheap edition (London 1908), S. 39 Anm. 1.

³⁾ Z. V. O. Bd. 3, S. 376 f.

kommen; dort rechnet er die Bildung des Futurums mit *dáshtân* geradezu unter die Besonderheiten der niederen Volkssprache. Aus der unvermeidlichen ständigen Berührung mit muslimischen Ortsbewohnern wird auch die Gemeinsamkeit des Erzählungsschatzes¹⁾ begreiflich, die Lorimer in Kermân feststellte — eine Enttäuschung²⁾ nur für denjenigen, der, wie er, mit der vorgefaßten Ansicht von hermetischer Abgeschlossenheit und strengen Fürsichlebens der persischen Parsen an die Forschung herangegangen war.

Wir kehren endlich zum Nâyinî zurück, von dem wir aus gegangen waren. Der kurze Bericht von Keith E. Abbott, der auf S. LXVI angeführt ist, enthält nicht etwa die Angabe, daß die Gâbr von Nâyin mit dem Übertritt zum Islam ihren Dialekt aufgegeben hätten, sondern stellt im Gegenteil fest, daß die muslimischen Bewohner des Städtchens „die alte Sprache der Gâbr“ auch noch in einer späteren Generation ruhig weiter gebrauchen. Also auch hier keine Scheidung der Sprache nach dem Religionsbekenntnis! Europäische Reisende haben sich auch in unserer Frage durch die Benennungen der Eingeborenen irreführen lassen, die einen altertümlich anmutenden Dialekt ebenso als „Gâbr“-Sprache bezeichnen, wie sie jedes alte Gemäuer als „Gâbr“-Bau erklären. Solange man keine besseren Unterlagen hat als solche volkstümlichen Mutmaßungen, sollte man mit seinem Urteil zurückhalten. Die primitive Terminologie der Eingeborenen kommt ferner in dem Satze Jakob Eduard Polaks über die Gâbr zum Vorschein: „Sie sprechen untereinander alt-persisch“³⁾. Žukovskij behält Recht mit seiner Warnung vor der Annahme heimischer Dialekttheorien, wie man sie bei persischen Lexikographen und sonstigen Schriftstellern findet²⁾.

¹⁾ Von den Kermânî-Erzählungen hat Lorimer bisher nur die englische Übersetzung veröffentlicht, in den „Persian Tales“ (London 1919, Macmillan & Co. Limited), S. 3—193 (= Nr. 1—30).

²⁾ D. L. R. Lorimer gesteht sie offen ein, im J. R. A. S. 1916, 2, S. 425.

³⁾ „Persien“ (Leipzig 1865) Teil I, 29. Auch bei der Bezeichnung des Mâzändärâni, Tâlysch und Natänzi als „Pâhlevi“ (Teil I, 265) wendet er den Ausdruck der Eingeborenen an.

⁴⁾ „Materialy“ S. II, unten; s. auch O. Mann in den K.P.F. Abt. I, S. XXXI oben.

Ich denke nicht daran, in Abrede zu stellen, daß die gegenwärtigen sogenannten Feueranbeter Irans noch eine Reihe alter und eigentümlicher Ausdrücke bewahrt haben, namentlich solche, die mit ihrer Religion und ihren Sitten zusammenhängen. Aber damit ist noch nicht ein besonderer „Parsendialekt“ gegeben. Dazu würden morphologische Eigentümlichkeiten erforderlich sein. Mögen auch hin und wieder Abweichungen zwischen dem Sprachgebrauch der Parsen und der Muslime desselben Ortes bestanden haben und immer noch vorkommen, vor allem wegen der stärkeren Bevorzugung des Arabischen¹⁾ durch die letzteren, so reicht auch dieses konservative Verhalten der Parsen, ihre Neigung zum Beibehalten des überlieferten Iranischen, nicht hin zur Rechtfertigung des Begriffes einer besonderen „Parsensprache“.

(c) Vom Mahallâtî.

Hatten wir soeben Gelegenheit, unsere Bedenken gegen einige in Persien übliche Sammelnamen für Mundarten auszusprechen, so setzen wir jetzt unsere kritische Arbeit fort, indem wir uns mit einer weiteren Theorie beschäftigen, die von abendländischen Gelehrten aufgenommen und umgebildet worden ist. An mehreren Stellen hat O. Mann den Dialektproben des vorliegenden Bandes die Überschrift „Medische Mundarten“ gegeben²⁾. Ich will die Geschichte dieses Begriffes hier nicht im einzelnen verfolgen; er ist lange vor O. Mann von anderen Iranisten gebraucht worden. Aus O. Manns Reisebriefen können wir ersehen, wie er zu dem Ausdruck „Medische Mundarten“ gekommen ist. Er schreibt am 1. Juni 1907 aus Hasanrûd bei Kâshân, nach einem Gespräch mit dem alten Erzieher des dreizehnjährigen Sohnes seines Wirtes: „Der Mann gebrauchte beiläufig als Namen der hierherum in einzelnen Dörfern gesprochenen Dialekte wie Kohrûdî, Sôhî usw.

¹⁾ Weil die Parsen nicht den Koran lesen lernen mußten, fiel für sie der Hauptgrund zur Beschäftigung mit der „Sprache Allahs“ fort. Daher hielt sich ihre Ausdrucksweise verhältnismäßig reiner von arabischen Bestandteilen.

²⁾ So z. B. im Textbuch V 1906/07 (Inhaltsübersicht) und auf einem Einzelblatt aus dem Kurdisch-Persischen Nachlasse im Besitz der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Aufzählung von ihm erforschter nordwestiranischer Dialekte).

den Namen *rājī*. Das ist die arabisierte Nisbäh-Bildung von Rhages, der Hauptstadt des alten Medien. Also wieder eine wichtige Stütze für meine Benennung dieser früher „zentrale“¹⁾ genannten „medischen“ Dialekte.“ Am nächsten Tage schreibt er aus dem Städtchen Nirâq: „Der Ausdruck *rājī* für die Dialekte hier ist allgemein unter dem Volke gebraucht, wie ich heute durch viele Umfragen feststellte. Ich argwöhnte bei dem alten Herrn gestern einen gelehrtens Ursprung dieser Benennung, und das wäre von nur geringem Werte gewesen. Um so besser, daß ich auch den Volksgebrauch feststellen konnte.“ Am 4. Juni schreibt er aus Mahallât: „Den Namen der „medischen“ Sprache spricht man hier Râyedschî aus. Eine kleine Geschichte habe ich heute auch schon aufgeschrieben in dem Râyedschî von Mahallât.“ Dem Optimismus O. Manns bezüglich der Echtheit der Volksüberlieferung des Namens Râyedschî steht allerdings eine Tatsache entgegen, die ihm wohl nicht bekannt war. V. Žukovskij, der die Gegend von Kâshân reichlich zwanzig Jahre früher aufgesucht hat, bezeugt in diesem Punkte das Gegenteil, während sonst beide Berichte miteinander vereinbar sind; er sagt²⁾: „Nur ein einziger Bewohner von Kohrûd (ein schriftkundiger Mann) nannte seinen Dialekt راجی, *rājī*, unter welchem Namen es nicht schwer ist, = „von Rây“ zu erraten“³⁾. Nun kommt noch ein weiteres Bedenken hinzu, das

¹⁾ Das ist der Ausdruck Wilhelm Geigers im G. Ir. Ph.

²⁾ „Materialy“, Einleitung S. XIII.

³⁾ Nach den übereinstimmenden Feststellungen von V. Žukovskij und O. Mann hat Edward G. Brownes Auffassung des Ausdruckes „Râyedschî“ nur noch den Wert einer Kuriosität; sie beruhte von vornherein auf einer falschen Annahme und war außerdem bei der Veröffentlichung schon überholt. Browne schrieb an Edward Heron-Allen: „Wenn die Lesung بَنْ رَاجِي richtig ist, muß es heißen: „In der Sprache jemandes, welcher bittet“ (eine Bitte, von رَجَى ein Gebet oder eine Hoffnung), oder wenn Sie die Lesung رَاجِي finden, könnte es sein „im Dialekt von Rey“, aber es gibt keinen Râjî-Dialekt, von dem ich je gehört hätte“. Dazu bemerkt Heron-Allen: „Herr Huart nimmt die Lesung „im Dialekt von Réi“ an. Man wird aus der Verweisung zum Texte ersehen, daß das ئ (ئ) und das ئ (ئ) in diesem Dialekt vertauschbar sind.“ [The Lament of Baba Tahir (London 1902, S. XI Anm. *.)]

uns Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit später lebender morgenländischer Theoretiker einflößen wird. Der Name *أبي* muß bei ihnen für mancherlei herhalten, was sich nicht leicht mit einander verträgt. Die Ansicht des Lutf 'Alî Beg, die Sprache des Bâbâ Tâhir sei der Dialekt von Rây, zu der sich anfangs auch Cl. Huart bekannte, ist bereits als unmöglich dargetan worden. In seiner zweiten Abhandlung über Vierzeiler des Bâbâ Tâhir [im „Spiegel Memorial Volume“ 1908, S. 293] hat nun Cl. Huart, wiederum im Anschluß an einen Orientalen, in den Erläuterungen zum 2. Vierzeiler bemerkt, daß *vil* „Blume“ dem Dialekt von Rây angehöre¹⁾. Leider kommt ein Wort für „Blume“ in O. Manns Mahallâtî-Auzfeichnungen nicht vor, so daß wir Huarts Theorie in bezug auf diese Mundart nicht nachprüfen können. Dagegen hätte der französische Forscher in Žukovskijs „Obrazcy“ (1902) eine Reihe Belege für *ل*, „Blume“ in Shîrâzer Gedichten der Gegenwart finden können. Schon allein in der II. Abhandlung über volkstümliche persische Vierzeiler von A. Romaskevič kann ich, wie S. XLVII bemerkt ist, mindestens vierzig Beispiele von *vel* „Blume“, „Geliebte“ nachweisen, und zwar für Shîrâz, Sîvând, Kenârâ, Yâzd, Kermân und Isfahân (weitere Belege auf der eben genannten Seite der Einleitung). Nun wird kein heutiger Iranist, am wenigsten Cl. Huart, das Shîrâzer Persisch zur „Sprache von Rây“ rechnen. Der Begriff eines „Dialektes von Rây“ scheint mir also als zusammenfassender Ausdruck für gegenwärtige Mundarten nicht brauchbar.

Nach Erörterung²⁾ der Namenfrage bleibt uns noch die Aufgabe einer Prüfung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Mundarten übrig, die nach der Ansicht gewisser Perser und auch O. Manns in enge Verbindung zu bringen wären, weil sie beide der „Sprache“ von Rây angehören sollen. Die Frage lautet also: Stehen etwa das Kohrûdî und das Mahallâtî einander so nahe,

¹⁾ Ihm rechnet er übrigens hier auch die Sprache des Bâbâ Tâhir zu, im Widerspruch zu seinen sonstigen Ausführungen („Dialekt von Hämädân“) und ohne Rücksicht auf die oben besprochene Stelle des Geographen al-Maqdisî von der Verschiedenheit der Sprache von Rây und derjenigen von Hämädân.

²⁾ Eine endgültige Entscheidung der Frage nach der Berechtigung der Namengebung „Medische Mundarten“ halte ich gegenwärtig für unmöglich.

daß sie ohne weiteres als verschwisterte Mundarten derselben Dialektfamilie zugezählt werden müßten? Diese Frage ist noch unter einem anderen Gesichtspunkt wichtig. In Aussagen von Eingeborenen und in den von ihnen beeinflußten Darlegungen einiger abendländischer Forscher — wie z. B. Houtum-Schindler, Edward G. Browne und auch O. Mann — spielt das Kohrûdî eine besonders große Rolle; es erscheint gewissermaßen als der angesehenste Dialektvorort einer Landschaft. Dieser Anspruch dürfte etwas einzuschränken sein; wenigstens das Mahallâtî läßt sich nicht einfach dem Herrschaftsbereich des Kohrûdî einordnen. Es ist nicht zu leugnen, daß in einer Reihe von Fällen große Ähnlichkeit in den Formen besteht, wie z. B. bei den Verben „fallen“, „springen“, „geben“, „wissen“, „herstellen“, „graben“; aber die Abweichungen fallen nach Art und Zahl stark ins Gewicht:

Kohrûdî (nach Žukovskij „Materialy“) Mahallâtî

S. 96 r. o. *yō* „Ort“, „Platz“ *hégā*

(Kohrûdî intervokalisch *g* bzw. *k* gegen Mahallâtî *y* in:)

S. 73 l. u. Imper. 2. P. Pl. *báberige* „traget

weg! *bábirîye*

S. 171 r. (dasselbe) *kerigé* „macht!“ *kírîyé*

S. 133 r. (dasselbe) *báshike* „gehet!“ *bíshîyé*

S. 181 r. (dasselbe) *hórike* „nehmet“ *gíriyé*

(Umgekehrt liegt der Fall beim Präsens von „wollen“:)

S. 115 1. 1. P. Sg. *má̄t* „ich will“ *ämgá*

2. „ „ *dá̄t* „du willst“ *äd̄egû*

3. „ „ *yá̄t* „er will“ *(ä)shégû*.

(Intervokalisches *d* im Kohrûdî erhalten,

(a) im Mahallâtî verloren in:)

S. 55 r. Infinitiv *búmúdan* „kommen“ *hómán, hámán*

Prät. 1. P. Sg. *búmúdūn* „ich kam“ *bómón(i)*

„ 2. „ „ *búmúdī* „du kamst“ *bómōt;*

(b) (im Mahallâtî durch *y* vertreten in:)

S. 138 l. u. Perf. 3. P. Sg. *-i bazeinôda* } „sie hat geboren“ *bízâyä*

- S. 154 o. r. Perf. 1. P. Sg. *bemhamárda* 3. P. Sg. *bämiryá*
 „ich habe [bin] zerbrochen“ „er ist zerbrochen“.
 (Im Kohrûdî ist der Labial geschwunden, aber *kh* erhalten; im Mahallâtî ist der Labial bestehen geblieben, aber statt *kh* nur *h* zu finden in:)
- S. 114 r. Prät. 1. P. Sg. *bôxütûn* „ich legte mich hin“ *hôvotôn, hôwotôn*;
 (*kh* im Kohrûdî erhalten und *rt* verloren; im Mahallâtî *kh* geschwunden und *rt* erhalten in:)
- S. 117 r. Prät. 1. P. Sg. *bémxâ* „ich aß“ *-im búrt*.
 (*v* im Qohrûdî erhalten, im Mahallâtî im Vokal aufgegangen in:)
- S. 129 r. o. Aorist 1. P. Sg. *bévînûn* „ich sehe“ *bónôn*.
 (*sh* im Kohrûdî geschwunden, im Mahallâtî erhalten in:)
- S. 88 1. Prät. 1. P. Sg. *dérampüt* „ich zog an“ 3. P. Sg. *-sh där*
 Perf. 1. P. Sg. *derampútâ* „ich habe angezogen“ *pûsht* „er zog an“ „er hat bedeckt“;
 (Kohrûdî *la* gegen Mahallâtî *r* in:)
- S. 74 l. u. Prät. 1. P. Sg. *vâiladûn* „ich kehrte zurück“ 3. P. Sg. *vâ girdâ* „er kehrte zurück“.
 (Für „werfen“ sind verschiedene Stämme im Gebrauch:)
- S. 63 l. Prät. 1. P. Sg. *dûram xoss* „ich warf“ 3. P. Sg. *(i)sh bôvnt* „er warf“.

Deutlich geschieden sind beide Dialekte im Pronomen pers. der 3. P. Sg.; das Kohrûdî hat nach kurdischer Art -î, das Mahallâtî nach persischer Weise (ä)sh. Das Mahallâtî zeigt keine Spur kurdischen Einflusses; im Gegenteil! In dem (aus arab. *كُلُّ* entstellten) Mahallâtî-Wort *dâlm* „Eimer“ ist gerade der umgekehrte Lautwandel erkennbar, als er aus dem Kurdischen bekannt ist ¹⁾.

Dagegen stimmt das Mahallâtî in mancher Hinsicht besser zum Khunsârî — und damit auch bis zu einem gewissen Grade zum Vônishûnî — z. B. in der Konjugation von „wollen“, dann

¹⁾ Vgl. S. LXXVII Anm. 1.

in der Bildungsweise des pronominalen Dativobjektes beim Präteritum (vgl. z. B. das Mahallâtî-Verb „sagen“ mit den Khunsârî = Zeitwörtern „sagen“ und „geben“).

(d) Vom Sôî und Kohrûdî.

Die nahe Verwandtschaft des Sôî mit dem Kohrûdî tritt klar hervor, wenn man ihnen andere Dialekte, besonders das Khunsârî, gegenüberstellt. Der Vergleich ist uns von O. Mann dadurch sehr erleichtert worden, daß er eine Reihe Anekdoten und Schwänke aus Žukovskij „Materialy“ in das Sôî und Khunsârî übernommen hat. Namentlich zwei morphologische Eigentümlichkeiten trennen das Kohrûdî und Sôî vom Khunsârî. Erstens fehlt ihnen das Determinativ-Suffix, das im Khunsârî eine große Rolle spielt. Zweitens bilden sie das Pron. pers. der 3. P. Sg. nach kurdischer Art auf *-î*¹⁾, während es im Khunsârî nach persischer Weise mit einem Sibilanten (meist *zh*) ausgedrückt wird. Nehmen wir als Beispiel einen Satz mitten aus Stück V! „Die [bereits erwähnte] Frau sprach“ heißt im Khunsârî mit determiniertem (logischem) Subjekt *ziñgâ bâzh-vát*. Im Sôî steht an dieser Stelle einfach *yânt avú*. (Das *-î* ist das oblique Pron. pers. der 3. P. Sg. beim Imperfekt *avú*.) Im Kohrûdî lesen wir bei Žukovskij²⁾: *yáni yavð*. Dieser kleine Satz mit dem zweifachen grammatischen Unterschied enthüllt deutlich den beträchtlichen Abstand des Khunsârî vom Sôî und Kohrûdî. Dazu kommt noch die lautliche Abweichung des Khunsârî-Substantivs „Frau“, das mit seinem *z* dem heutigen schriftpersischen Worte gleichsteht, während das Sôî- und das Kohrûdî-Substantiv noch mit *y* anlaufen.

Mit der Bildung des Ausdrückes Sô-Kohrûdî hat O. Mann die ganz enge Zusammengehörigkeit der beiden Mundarten bezeichnen wollen. In der Tat ist ein Zweifel an ihrer Verschwisterung kaum möglich. Die Übereinstimmungen bzw. Ähnlichkeiten im Bau der Verba sind sehr groß. Beide Mundarten weisen im Pron. pers. der 3. P. Sg. nach kurdischer Art *-î* auf. Man darf

¹⁾ Ich wiederhole: O. Manns Anm. 1 auf S. 12 seiner „Kurzen Skizze der Lurdialekte“ kann ich angesichts seiner Sôî-Texte nur als Irrtum bezeichnen.

²⁾ „Materialy“ S. 17, Z. 23.

jedoch einige kleinere Abweichungen des Sôî vom Kohrûdî nicht übersehen; die beiden Mundarten fallen eben nicht zusammen:

a) In der Endung der I. P. Sg. Präs. und, bei Intransitiven, auch des Prät. besteht eine leichte Differenz; dem *-n* des Kohrûdî entspricht das *-m* des Sôî, sofern dieser Unterschied nicht durch die Nasalierung des Sôî praktisch verwischt wird.

b) Im Sôî ist eine Neigung zum Nasalieren besonders des auslautenden *n* zu beobachten, die dem Kohrûdî — wenigstens in so ausgedehntem Maße — abzugehen scheint.

c) Im Präsens von „sehen“ hat das Sôî den Labial eingebüßt, der im anlautenden Vokal (dem Präsens-Präfix *a-*) untergegangen ist, während das Kohrûdî wenigstens noch ein *v* (gegenüber dem schriftpersischen *b*) bewahrt hat.

d) Soweit das lückenhafte Material ein Urteil zuläßt, scheinen für „schlagen“, „werfen“ in beiden Mundarten verschiedene Verbalstämme im Gebrauch zu sein.

e) Sôî Öl „Herd“ steht dem Kohrûdî *kerun * (bei Žukovskij, „Materialy“ S. 64 r.) gegenüber.

(e) Vom Nat  n  .

Houtum-Schindler sagt vom Dialekt von Sô: „In Natanz, etwas östlich von Sô, wird er wenig gebraucht“¹⁾. Nach Žukovskij kannte ein echter Bewohner von Natanz, mit dem er zufällig zu tun hatte, den Dialekt von Sô und bemerkte — was Žukovskij auch von anderen Eingeborenen hörte —, daß dieser Dialekt auch weiter östlich von Natanz verbreitet sei²⁾. Beide Angaben sind leidlich miteinander vereinbar. Der Widerspruch, der nach Žukovskij zwischen seinen Ermittlungen und der Ansicht Houtum-Schindlers bestehen soll, kann sich in der Hauptsache nur auf des letzteren geringe Zahlenangabe von „hochstens 500 Familien“ der Gegend von Sô beziehen. Dagegen besteht ein entschiedener Gegensatz zwischen den Berichten von Houtum-Schindler und Žukovskij einerseits und demjenigen Edward G. Brownes andererseits, weil nach dem Engländer die Ostgrenze der Verbreitung des Kohrûdî — nicht des Sôî — bis zur Stadt

¹⁾ ZDMG. Bd. 38 (1884), S. 45.

²⁾ „Materialy“ S. XII der Einleitung.

Natänz reicht, und zwar soll das Kohrûdî mit leichten Änderungen in 12—15 Dörfern gesprochen werden ¹⁾). Es ist klar, daß Edward G. Browne nicht zwischen Kohrûdî und Sôî unterschieden hat, sondern das letztere mit zum Kohrûdî rechnet. Das ist jedoch nicht ohne weiteres zulässig, wie wir soeben gezeigt haben.

O. Mann schreibt in einem Briefe vom 28. Mai 1907 vom Dorfe Soh: „Um 10 Uhr 15 Minuten ritten wir in die natürlich total zerfallene Sefewidenkarawanserai, die mitten im Dorfe steht, ein. Nach dem Frühstück und einigen Stunden Ruhe fragte ich etwas nach dem Dialekt von Soh (und Deh-i Lur, der derselbe ist ²⁾) und fand, daß diese Mundart dem Natänzî sehr nahe steht ³⁾), wenn nicht identisch ist. Auffallend auch hier, daß die Pflügearbeit durch Umgraben des Ackers mit Spaten ersetzt wird und daß so ausgedehnte Gartenkultur betrieben wird. Das stimmt wieder zu meiner Theorie von den „Medern“!“ Dem Hinweis auf die besondere Art der Ackerbestellung kann ich keinerlei Bedeutung für die Entscheidung der Frage nach der sprachlichen Zurechnung der Bauern zu den Medern beimesse. Abzulehnen ist auch, wie weiter unten gezeigt werden wird, der Satz O. Manns von der fast vollständigen Gleichheit des Sôî und des Natänzî — eine Behauptung, die O. Mann nicht zu begründen versucht hat. Eine ähnliche Ansicht hatte schon früher Edward G. Browne verfochten, indem er vom Dialekt von Kohrûd — in dem bei ihm, wie wir uns erinnern, die Mundart von Sô einbegriffen ist — behauptet: „Mit dem Dialekt von Natanz scheint er fast identisch“ ⁴⁾). Mit einer besonderen vergleichenden Tabelle hat er diese These zu beweisen versucht. Allerdings kennt er dabei vom Natänzî nur die geringe Zahl von Wörtern, die Jakob Eduard Polak mitgeteilt hat, und weiß nichts von der reichlich doppelt so großen Zahl Natänzî-Wörter in den „Materialy“ Zu-

¹⁾ „A year amongst the Persians“ (1893) S. 186.

²⁾ Auch im Tagebuch steht (unter dem 28. Mai 1907): „An Deh-i Lur vorbei (Sprache = Sohî).“ Aus dem Ortsnamen darf man also nicht etwa einen falschen Schluß auf die Sprache seiner jetzigen Bewohner ziehen.

³⁾ Im Tagebuch: „Sprache von Soh: medisch, dem Natänzî nahe.“ [Also etwas vorsichtiger!]

⁴⁾ „A year amongst the Persians.“ (London 1893), S. 187.

kovskij und von dessen ausführlicher Darstellung des Kohrûdî. Dazu kommen jetzt noch O. Manns Aufzeichnungen zum Natänzî und Kohrûdî. Wenn uns auch nicht gerade eine Fülle von Stoff für den Vergleich zu Gebote steht, so lässt sich immerhin ein besser begründetes Ergebnis erzielen, als es für Edward G. Browne bei seinen mageren Notizen möglich war. Über den von ihm einseitig hervorgehobenen Ähnlichkeiten des Natänzî und des Kohrûdî werden wir die Unterschiede nicht außer acht lassen dürfen, und dann sieht das Verhältnis der beiden Dialekte zueinander anders aus. Wir benutzen die Gelegenheit, um gleich auch die Ansicht O. Manns von der an Übereinstimmung grenzenden Ähnlichkeit des Sôî mit dem Natänzî zu prüfen.

Natänzî	Kohrûdî	Sôî
Žukovskij S. 54 l. „ <i>kärtmün</i> „tun“	Žukovskij S. 171 r. „ <i>kärdén</i>	(nach O. Mann) „ <i>kärdän</i>
O. Mann <i>bämäyon</i> „ich kam“	Žukovskij S. 55 r. „ <i>bümüdün</i>	<i>bümädum</i>
Žukovskij S. 54 l. „ <i>oimän</i> „Mensch“	Žukovskij S. 54 l. „ <i>ödem, ödam</i> .“	
O. Mann <i>asm</i> „Pferd“	Žukovskij S. 60 r. „ <i>asp</i> Edward G. Browne S. 190 <i>asf</i>	ä.s.
Žukovskij S. 69 l. „ <i>bölisht</i> „Kissen“	Žukovskij S. 69 l. „ <i>böleshm</i> Edward G. Browne S. 190 u. <i>bálish</i>	<i>nállt.</i>
Žukovskij S. 60 l. „ <i>índüda</i> „hier“	Žukovskij S. 65 r. „ <i>ándé</i>	
Žukovskij S. 65 r. „ <i>índüde</i> „hier“	Edward G. Browne S. 190 <i>andé</i>	<i>åndär.</i>

Žukovskij S. 57 r. öndü „dort“	Žukovskij S. 57 r. <i>nigī</i> Edward G. Browne S. 190 <i>nigé</i>	Žukovskij S. 57 r. <i>nigä</i> <i>nigä där.</i>
O. Mann <i>bäviāsh</i> „er verging“	Žukovskij S. 179 r. o. <i>báudash</i>	<i>báudāsh.</i>
O. Mann <i>vå giláyon</i> „ich kehrte um“	Žukovskij S. 180 r. <i>bájügün</i> „ich wandte mich“	<i>bájügadom</i> „ich wandte mich hin und her“.
O. Mann <i>ör</i> [statt schriftpers. <i>ż</i>] „auf“, „zu“	Žukovskij S. 71 l. u. <i>ber</i>	<i>vär.</i>

Schon nach diesen wenigen Proben darf man sagen, daß das Natänzî nicht mit dem Kohrûdî und Sôî verschwistert ist, sondern ihnen bereits fernersteht. Das Kohrûdî darf also nicht als beherrschender Dialektmittelpunkt eines größeren Bereiches gelten. Dagegen ist die Ähnlichkeit zwischen dem Natänzî und dem Keshäî, auch dem Zefräî, größer.

Natänzî

Keshäî

Zefräî

(y statt intervokalischem d haben:)

Žukovskij S. 54 l. <i>oimín</i> „Mensch“	Žukovskij S. 54 l. <i>uimí, uimín</i>	Žukovskij S. 56 l. o. <i>aimí.</i>
O. Mann <i>bämäyon</i> „ich kam“	Žukovskij S. 56 l. o. <i>bémayún</i>	<i>búmún</i>

(Infinitivausgang -mān:)

Žukovskij S. 54 l. <i>k'artmún</i> „tun“	Žukovskij S. 172 l. <i>k'ardémún</i>	(anders).
---	---	-----------

(Bevorzugung des m vor p:)

Žukovskij S. 60 r. <i>asm</i> „Pferd“	Žukovskij S. 60 r. <i>asm</i>	Žukovskij S. 60 r. <i>asm</i>
--	----------------------------------	----------------------------------

(in l-Bildungen:)

Žukovskij S. 63 r. u. <i>enguli</i> „Finger“	Žukovskij S. 63 r. (anders)	Žukovskij S. 63 r. <i>en̄gülü.</i>
---	--------------------------------	---------------------------------------

(Bevorzugung des *ž* vor schriftpers. *z*:)

Žukovskij S. 59 r.	u. <i>azūn</i> „billig“, „wohlfeil“	(anders)	ežū.

(Abstractum auf *-isht:*)

Žukovskij S. 69 l.	<i>bōlisht</i> „Kissen“	<i>bōlisht</i>	<i>bōlisht</i>

(Entsprechung für schriftpers. كوجك :)

Žukovskij S. 64 l.	<i>k'as</i> „klein“	Žukovskij S. 176 r.	<i>k'as</i>

(Entsprechung des schriftpers. اینقدر :)

Žukovskij S. 66 l.	<i>ékje</i> „soviel“, „so sehr“	<i>ekdija</i>	<i>tigî</i>

(Wahl des Demonstr. *me* „dieser“:)

Žukovskij S. 65 r.	Plur. (doppelt) <i>medî</i> <i>medîhō</i> „diese“	<i>medî</i>	(anders)

Aber das Natänzî geht auch seine eigenen Wege:

Natänzî	Keshäî	Zefräî
Žukovskij S. 59 l. <i>ōvi</i> „Gazelle“	<i>ōhū</i>	<i>ohū</i>
ders. S. 57 r. <i>ōndū</i> „dort“	<i>ū</i>	<i>ūčō</i>
ders. S. 57 r. <i>āhānde</i> „jenseits“	<i>āla</i>	<i>ūrō</i> (= اورو)

Leider ist der zur Verfügung stehende Sprachstoff des Natänzî nicht umfassend genug, um ein endgültiges Urteil über die Stellung dieser Mundart zu anderen zu ermöglichen.

(f) Vom Sîvändî.

Noch weniger ist uns leider das Sîvändî bekannt. Wir müssen uns daher mit kurzen Bemerkungen begnügen. In den Wortschatz des Sîvändî sind eine Reihe kurdischer Wörter eingedrun-

gen, was allerdings nicht so sehr aus unserem einzigen Text wie aus der Abhandlung des Mîrzâ Hosêyn Tâhrân zu ersehen ist ¹⁾. Cl. Huart hat daraufhin das Sîvändî als nahen Verwandten des Kurdischen bezeichnet und auch auf Ähnlichkeiten mit dem Zâzâ hingewiesen, das ihm noch als kurdischer Dialekt galt. Dagegen ist nach O. Mann Sîvänd ein südostwärts vorgeschobener Posten des Nordwestiranischen, eine Sprachinsel inmitten eines Gebietes, das sonst dem Südwestiranischen angehört ²⁾. Vermutlich wird er zu dieser Ansicht gekommen sein, weil im Sîvändî das Verbum für „sagen“ von der Wurzel *vač* genommen ist, weil das Präsensthema von „tun“ *kar* statt *kun* lautet, und weil das Wort für „Hund“ *ispi* heißt. Man darf jedoch nicht übersehen, daß manche Sîvändî-Verba dem Schriftpersischen — und damit auch dem Südwestiranischen — näherstehen als die der anderen Mundarten unseres Bandes. Das Sîvändî mag früher fest zum Nordwestiranischen gehört haben, jetzt scheint es sich von ihm zu lösen und im Begriff zu sein, sich der Sprache der jetzigen Umgebung (Fârs) anzugeleichen. — Lord Curzon gibt bei der Beschreibung von Sîvänd an ³⁾, es solle von Luren bewohnt sein (und nennt gleich danach das benachbarte Lurendorf Saidan). Das mag vielleicht hingehen, wenn man als Bewohner von Sîvänd „auch Luren“ annimmt; sonst stimmt der sprachliche Befund nicht dazu; s. übrigens die Bemerkung O. Manns gegen Lord Curzon in der I. Abt. der K. P. F., S. XXXI.

(g) Vom Sämnânî.

Die abgeschwächte, nicht mehr einheitlich durchgeführte Art der Konjugation transitiver Präterita verleiht zwei Dialekten dieses Bandes eine gewisse Sonderstellung: dem Sämnânî und

¹⁾ Veröffentlicht und erläutert von Cl. Huart im J. A. 9^e série, t. I (1893), S. 241—265.

²⁾ „Kurze Skizze der Lurdialekte“ S. 6 Mitte, dann K. P. F. I. Abt., S. XIX und XXIX.

³⁾ „Persia and the Persian Question“ Vol. II, 90. Die irrite Behauptung Lord Curzons wird von Percy Molesworth Sykes wiederholt [Ten thousand miles in Persia, London 1902, S. 327].

dem Sivändi. Die *casus obliqui* der Personalpronomina ¹⁾, die bei den anderen Dialekten vor den Verbalformen der Vergangenheitstempora stehen, folgen im Sämnâni und im Sivändi zum großen Teile dem Stamm und sind gewissermaßen bereits zu Verbal-Endungen geworden. Im übrigen kann man — wenigstens nach den bisher bekannten Proben — nicht behaupten, daß etwa das Sivändi dem Sämnâni besonders nahe stände.

Für den großen Reichtum des Sämnâni an Vergangenheitstempora gibt es unter den Dialekten des vorliegenden Bandes ebensowenig ein Analogon wie unter denjenigen der „Materialy“ Žukovskis.

Auch über die Verbreitung des Dialektes von Sämnâni gehen die Angaben auseinander. Khanikoff, der 1858 reiste, behauptet ²⁾, daß sich der Dialekt von Semnan in Lazghird (wie er schreibt) in seiner ganzen Reinheit bewahrt habe. Houtum-Schindler, der im Jahre 1876 zwei Tage in Semnan weilte, fand ³⁾, „daß der Dialekt nicht nur allein in Lassgird (19 englische Meilen südwestlich von Semnan), sondern auch in dem großen Dorfe Ssurcheh, in den umliegenden kleineren Dörfern und in der Stadt Ssemnâni gesprochen wird.“ James Bassett, der seine Abhandlung im Jahre 1884 veröffentlichte, sagt ⁴⁾: „Dieser Dialekt wird von allen Leuten von Simnún und auch von den Leuten einiger Dörfer in wenigen Farsakh Entfernung gesprochen. Er soll auch in der Provinz Mazanderan gesprochen werden.“ V. Žukovskij bezeugt ⁵⁾ dagegen auf Grund seiner Erfahrungen, „daß z. B. die Dörfer Sängisär (in 3 Farsakh Entfernung von Semnan) und Šemerzöd (in 4 Farsakh Entfernung) einander nicht verstehen, wie sie auch nicht die Sprache von Lazgird, Surkhedeh und anderen kleinen Plätzen verstehen, deren Sprachmuster Schindler und Bassett mitteilen.“ G. Melgunof schreibt ⁶⁾ in dem Abschnitt über Gîlân: „Die Bewohner von Enzeli gehören zu zwei verschiedenen Stämm-

¹⁾ Darüber einiges im Abschnitt zur Formenlehre des Sivändi!

²⁾ Mémoire sur la partie méridionale etc. (Paris 1861), S. 76.

³⁾ ZDMG. Bd. 32 (1878), S. 535.

⁴⁾ J. R. A. S., N. S. vol. 16, S. 120.

⁵⁾ „Materialy“ S. IV der Einleitung.

⁶⁾ „Das südliche Ufer des Kaspischen Meeres“ (Leipzig 1868), S. 281.

men: der eine heißt Surkhi سرخی; diese sind hier zur Zeit der Regierung der Sefiden aus Semnan سمنان und namentlich aus dem Dorfe Surkhek (3 Farsakh von Semnan) eingewandert.“ Lord Curzon, dessen Angaben über Dialektverhältnisse Irans ganz unselbständige sind, gesteht im Abschnitt über Sämnan¹⁾: „Ich bin nicht befähigt, mich über die Sprache zu äußern.“ Statt sich folgerichtigerweise eines Urteiles über das Läsgirdî zu enthalten, behauptet er — wohl auf Khanikoff gestützt — auf der folgenden Seite: „Hier wird derselbe Dialekt gesprochen wie in Semnan.“ Nach A. F. Stahl²⁾ wird in Abianek „neben dem persischen ein eigener Dialekt gesprochen, der dem in der Gegend von Semnan gebräuchlichen ähnlich zu sein scheint.“ Nur der Kuriosität halber sei hier noch die Ansicht J. de Morgans mitgeteilt. Auf seiner Kartenskizze zur Sprachengeographie Nordpersiens³⁾ wird das Verbreitungsgebiet des „Semnoni ou Semnâni“ durch einen Streifen mit je einem nordwärts und südwärts konvexen Bogen bezeichnet, die sich in ostwärts und westwärts gerichteten Spitzen treffen; seltsamerweise bleibt aber die Stadt Sämnan südlich außerhalb des also abgegrenzten Bereiches ihrer Sprache!

Ich bin geneigt, Žukovskij zu folgen, nicht allein wegen seiner bekannten, peinlich genauen Arbeitsweise, sondern auch wegen seines ungleich längeren Aufenthaltes an Ort und Stelle. Er hat ferner nur zu recht, wenn er vor kleinen Ungenauigkeiten in der Terminologie warnt, weil schon „eine leichte Verallgemeinerung den Gegenstand nur verdunkeln und zu Mißverständnissen führen kann.“ Es handelt sich bei der Benennung und Abgrenzung von Dialekten um eine gleichartige Aufgabe wie in der Ethnographie bei der Darlegung von Stammesverwandtschaften; da genügt schon eine geringe Unvorsichtigkeit, z. B. die Wahl eines etwas weiteren Begriffes, um das ganze Bild der Stammesgliederung zu verschieben und die Genealogie zu verfälschen.

Arthur Christensen, der Žukovskij's kritische Ausführungen nicht kannte, spricht im Vorwort p. 227 von „dem Dialekt der

¹⁾ Persia and the Persian Question (London 1892) Vol. I, 291.

²⁾ „Reisen in Nord- und Zentralpersien“, Ergänzungsheft 118 zu Petermanns Mitteilungen (Gotha 1895), S. 24.

³⁾ Mission scientifique en Perse, tome V, neben S. XIV.

Stadt Sämnân und der umliegenden Dörfer, von denen die wichtigsten Läsgird, Surkhä und Sängsar sind.“ Ein wenig vorsichtiger verfährt er p. 297, indem er den Ausdruck „Mundarten der Sämnâni-Gruppe“ gebraucht. Aber auch diese Zusammenfassung scheint mir in Anbetracht der Feststellungen Žukovskijs und der eigenen Ermittelungen Christensens immer noch sehr bedenklich. Vor der Anführung bestimmter Gegengründe müssen wir jedoch auf eine weitere Verlegenheit hinweisen, über die uns Christensen nicht aufgeklärt hat. Zwischen den Angaben Christensens über das Läsgirdi und einigen der Wörter, die Khanikoff auf seiner Reise im Jahre 1858 an Ort und Stelle gesammelt hat, bestehen teilweise erhebliche Abweichungen:

Khanikoff, Mémoire (S. 77 f.) A. Christensen, Le dialecte de
Sämnân (S. 296 f.)

<i>dut</i> „Mädchen“ [„Tochter“]	<i>dukhtär</i> [= schriftpers. دختر]
<i>mubera</i> „Bruder“	<i>dada</i>
<i>huak</i> „Schwester“	<i>dudu</i>
<i>pa</i> „Vater“	<i>pia, båbå</i>
<i>aðu</i> „Wasser“	<i>öw</i>
<i>aftaðu</i> „Sonne“	<i>aftöw.</i>

(Die Personalpronomina lauten:)

<i>a</i> „ich“	<i>a</i>
<i>tu</i> „du“	<i>to</i>
<i>ju</i> [d. i. <i>zhu</i>] „er“	<i>zho</i>
<i>em</i> „wir“	<i>häm</i>
<i>juám</i> [d. i. <i>zhuám</i>] „ihr“	<i>hōzh</i>
<i>jun</i> [d. i. <i>zhiin</i>]	<i>shon.</i>

(Besonders auffällig ist der Unterschied im Präsenthema von „tun“:)

makaron „sie tun“ *hækändän.*

Ich vermag nicht zu entscheiden, wer hier im Recht ist. Auch wenn es zutreffen sollte, daß die Gewährsmänner beider Forscher in Läsgird wohnten, so ist bei der starken Völker- und Sprachenmischung in Iran anzunehmen, daß der eine von ihnen den echten Ortsdialekt vertritt, während der andere bzw. seine Familie anderswoher zugewandert war. Jedenfalls sind die Abweichungen so

bedeutend, daß man mindestens einen Hinweis darauf bei Christensen erwartet hätte.

Aber Christensen hat nicht einmal auf den gleichartigen Gegensatz ausdrücklich aufmerksam gemacht, der zwischen seinem Läsgirdi-Präsens von „tun“ und der entsprechenden Form seines Sämnnâni-Zeitwortes besteht¹⁾:

Läsgirdi (S. 297 u.)	Sämnnâni (S. 250 M.)
<i>hākändän</i> „sie tun“	<i>mākāran</i> .

Es ergibt sich die sonderbare Tatsache, daß Khanikoffs Läsgirdi-Form *makaron* fast zusammenfällt mit Christensens Sämnnâni-Form, während sie von Christensens Läsgirdi-Form erheblich verschieden ist.

Die Wahl des Präsensthemas von „tun“ ist nicht neben-sächlich, sondern — wie schon oben hervorgehoben wurde — für die Klärung der Verwandtschaftsbeziehungen der Dialekte von großer Bedeutung, sofern sie gleichzeitig mit bestimmten anderen morphologischen Besonderheiten auftritt. Gehört doch die Bevorzugung des einen Präsensstammes von „tun“ nach O. Mann zu den (1.) dialektgruppenscheidenden bzw. sogar zu den (2.) sprach-scheidenden Wesensmerkmalen des Iranischen, indem (1.) das Mâzändärâni *kan*- und das Gilâkî *kun*- aufweisen, und indem (2.) die eigentlich persischen (Fârs-) Dialekte und das Schriftpersische *kun*- zeigen, während die „zentralen“ Dialekte *kar*- verwenden²⁾. O. Mann würde die *n(d)*-Stämme der Läsgirdi- (und Sângsari-) Verba Christensens wahrscheinlich zu den (1.) „Neubildungen“ gerechnet haben, wie sie dem Mâzändärâni und dem Gilâkî eigen sein sollen (also den „kaspischen Dialekten“ Wilhelm Geigers).

Ganz ähnlich wie bei „tun“ steht es beim Verbum „halten“, „haben“; das Sämnnâni zeigt hier im Präsens ebenfalls den *r*-

¹⁾ Wie ich nachträglich sehe, hat schon Cl. Huart [im J. A. 11^e série t. IX (1917), S. 344] diese Unterlassung Christensens festgestellt und daran erinnert, „daß das Sämnnâni im Aorist von ‚tun‘ *mā-kär-un* hat, während das Sengsari und das Läsgirdi bezüglich *hā-kandi* und *hā-kin* (in anderen als der 1. Person *hā-kän*) haben. [Seine Druckfehler habe ich stillschweigend verbessert.] Danach würden jenes zu den Norddialekten, diese aber zu den Süddialekten rechnen. Dagegen kommen die Aoristformen von ‚sagen‘ von der Wurzel *vač*. Man muß daher im ersten Falle Kontamination entlehnter Formen haben.“

²⁾ K. P. F. I. Abt., S. XXIII f. der Einleitung.

Stamm, das Lâsgirdî wiederum den *n(d)*-Stamm. Ebensowenig stimmt das Präsens von „sagen“ in beiden Mundarten überein, wenn auch in beiden Fällen der Stamm *vac* zugrunde liegt. Schließlich sind auch noch die Affix-Formen des Hilfsverbs „sein“ merklich voneinander verschieden. Das sind aber sämtliche vier Lâsgirdî-Verba Christensens! Wie kann man unter solchen Umständen von einem Dialekt Sämnnâns und Lâsgirds sprechen?

Das Sängsarî weicht in seinem Bau — nach A. Christensens Auseinandersetzungen¹⁾ zu urteilen — ebenfalls stärker vom Sämnnâni ab. Die wenigen Verba, die er S. 294 anführt, ähneln denjenigen des Lâsgirdî viel mehr.

Ich kann demnach weder das Lâsgirdî noch das Sängsarî mit dem Sämnnâni zu einer in sich gleichartigen Gruppe zusammenstellen. Man darf sich durch die Rücksicht auf die räumliche Nachbarschaft hier ebensowenig zur Gruppenbildung verleiten lassen wie bei den Dialekten im I. Bande der „Materialy“ Žukovskij, die gewisse Benutzer des Buches zu der vermeintlichen Einheit der „Kaschan-Dialekte“ zusammengefaßt haben. Žukovskij behält also Recht.

Auf andere Seiten der Frage nach den Verwandtschaftsbeziehungen des Sämnnâni kommen wir in einem der nächsten Bände der K. P. F. zu sprechen.

Gelegentlich dér Aufzählung von Sämnnâni-Wörtern, die *ä* (*a*) statt schriftpers. *i* aufweisen, bemerkt A. Christensen, daß das Bestreben, *ä* für *i* auszusprechen, auch im Persischen besteh²⁾. Dieser Satz muß auf gewisse Bezirke Nordpersiens eingeschränkt werden. Die zweisprachigen Azärbaidschâner, deren Muttersprache eigentlich das Türkische ist, sprechen *i* und *u*, während die echten Tâhrâner *ä* und *o* wählen. Ebensowenig gilt Christensens Beobachtung für die Sprache von Shîrâz und für die unter ihrem Einfluß stehenden Mundarten, zu denen nicht nur die Tâjîk-Mundarten von Fârs³⁾ und — wenigstens in diesem Punkte — das Yâzdî gehören, sondern auch die Gruppe des Lurischen⁴⁾;

¹⁾ § 9 letzter Abschnitt, Anm. 1 zu § 23 und S. 294.

²⁾ Le Dialecte de Sämnnâ, S. 236, § 6.

³⁾ S. O. Mann, K. P. F. I. Abt., S. 5 f.

⁴⁾ S. D. L. R. Lorimer, The Phonology of the Bakhtiari etc. (London 1922), S. 27 u. f.

bei ihnen finden wir den umgekehrten Vorgang: eine Bevorzugung des *i* auf Kosten des *ä* (*a*)¹⁾. Das Mahallâtî, das Khunsârî, das Nâyinî wie anscheinend auch das Sivändî²⁾ neigen in diesem Falle zu den südlichen Dialekten. Weil jedoch unter der Qadscharenherrschaft nicht nur die politische, sondern auch die geistige Führung auf den Norden Persiens übergegangen ist, hat es seine Berechtigung, der Tâhrâner Aussprache den Vorrang zuzuerkennen.

(VIII.)

Eine kurze Übersicht über den Inhalt der Texte mag die Frage nach etwaigen literarischen oder wenigstens stofflichen Verwandtschaftsbeziehungen klären helfen und zugleich den Ertrag für die Volkskunde feststellen, soweit das in den K. P. F., als einem Werke zur Sprachenkunde, möglich ist. Die folgenden Literaturnachweise und Erläuterungen können in einer Reihe von Fällen nur als erste und einstweilige Anhaltspunkte gelten; denn systematische Untersuchungen mit gewissermaßen endgültigen Feststellungen würden sehr viel mehr Zeit und Raum beanspruchen, als mir bei den K. P. F. zur Verfügung stehen. Gänzlich nichtssagende und anspruchslose Stücke bleiben hier außer Betracht.

Die Texte zerfallen, inhaltlich betrachtet, in solche, die vom Reisenden den Eingeborenen vorgesprochen und eingegeben sind, und in frei erzählte. Man könnte aber auch die Frage nach dem Grade der geistigen Selbständigkeit in den Vordergrund stellen; die abgeleiteten Texte, die stark überwiegen, ließen sich je nach dem Maße der Abhängigkeit von bekannten älteren Vorbildern, wieder in verschiedene Gruppen ordnen. Diese Einteilung in abgeleitete und selbständige Texte deckt sich mit der vorigen nicht ganz. In beiden Fällen, mag man nun so oder anders einteilen, bleibt es bei einigen Stücken zweifelhaft, welcher Gruppe sie zuzurechnen sind. Ich zähle zunächst diejenigen auf, die zweifellos aus Büchern des Reisenden stammen und daher weder

¹⁾ Zahlreiche Beispiele bei A. Romaskevič, in den Z. V. O. Bd. 25.

²⁾ S. die Verbtafel unter „tun“ (Präteritum) und A. Romaskevič a. a. O., S. 214, Nr. 190: *kirdäm*.

als unbeeinflußte Sprachmuster noch als Zeugnisse des Geisteslebens der Eingeborenen anzusehen sind.

Die Zahl der unmittelbar aus Vorlagen übernommenen, fast wörtlich übersetzten Prosatexte ist erheblich.

Von den Khunsârî-Stücken entsprechen Nr. I—XII inhaltlich den Erzählungen Nr. 1—12 bei Žukovskij, „Materialy“ (S. 12—24), die ihrerseits aus mehreren schriftpersischen Sammlungen entlehnt sind.

Die Sämnâni-Texte Nr. I—III geben die schriftpersischen Erzählungen aus Friedrich Rosens „Modern Persian Colloquial Grammar“ (London 1898, S. 197—200, 200—204, 204 f.) wieder.

Unter den dreizehn Sôî-Erzählungen ist nur die letzte selbstständig; Nr. I—VI und VIII—XII wiederholen einfach die entsprechenden Stücke der „Materialy“ Žukovskij, Nr. VII die dritte Erzählung aus Rosens ebengenannter Grammatik.

In der Nâyinî-Sammlung werden vom Erzähler die Stücke I—VII ausdrücklich als sogenannte Mulla Nasreddin-Schwänke eingeführt. Ich kann jedoch nicht alle als solche in der gedruckten Literatur bezeichnet finden. Nur der eine und andere ist aufgenommen bei Albert Wesselski, Der Hodscha Nasreddin (Weimar 1911), und zwar Bd. I, Nr. 4 (Der singende Hodscha, dessen häßliche Stimme einem anderen mißfällt) — allerdings in der Person des Zuhörers und in dessen Verhalten abweichend; und Nr. 9 (Die Zählung der Tage des Fastenmonats). Das Nâyinî-Stück vom „Anfeuchten der Stockspitze zum Heraufholen einer im Wasser liegenden Münze“ entspricht ungefähr der Nr. 89 in der Müllendorffschen Übersetzung der Schwänke Buadems von Mehemed Tewfik [in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2735, S. 76]. Der Schwank von der „steigenden Wärme des Zimmers bei der Zunahme der Türenzahl“, der vom Nâyinî-Erzähler dem Mulla Nasreddin zugeschrieben wird, steht, ohne einer bestimmten Person angehängt zu sein, bei Arthur Christensen, Contes persans, als Nr. 23, S. 31. Während der Nâyinî-Säyyid das „Nachlaufen hinter dem Klange der Stimme, um ihn fern vom Minaret aufzufangen“ von Mulla Nasreddin behauptet, wird dieselbe Narren geschichte in den „Materialy“ Žukovskij [S. 20, Nr. 9, aus den *لطيفة و طيبة*, S. 51, entlehnt] ganz allgemein von

einem Muezzin (Gebetsrufer) erzählt. Sie war in der Tat früher namenlos gehalten; denn sie steht — allgemein von einem Einfältigen erzählt — schon bei Bar Hebraeus, *Laughable Stories*, ed. E. A. Wallis Budge (London 1897), als Nr. 587, und ist erst nachträglich unter die Schwänke des Hodscha Nasreddin eingereiht worden. Auf einen ähnlichen Fall hat Arthur Christensen hingewiesen (S. 98 zu Nr. 38 seiner „*Contes persans en langue populaire*“, 1918): Nr. 83 des „*Hodscha Nasr eddin*“ von Albert Wesselski (Bd. I, Weimar 1911) liegt bereits bei Bar Hebraeus, ed. Budge, als Nr. 658 vor. Umgekehrt gehen einige Erzählungen, die in unseren Dialekttexten ohne Namensnennung gehalten sind, anderswo unter den Hodscha Nasreddin-Schwänken; so z. B. berichtet der Nâyini-Erzähler (in Nr. XVIII) den sonderbaren Beweis für die Gleichheit der Körperkraft in der Kindheit und im Mannesalter von „irgendeinem Mann“; dagegen wird diese Geschichte bei Albert Wesselski, a. a. O. Bd. I, 144 als Nr. 240 der Nasreddin-Schwänke aufgeführt und in den Anmerkungen S. 265 u. f. in verschiedenen Literaturen nachgewiesen. Die Nâyini-Erzählung (Nr. XIX) vom Dummkopf, der sich den Ast absägt, auf dem er sitzt, besteht aus Teilen, die auch getrennt vorkommen. Der erste findet sich einzeln im Lurî-Bande [d. i. II. Abt.] der K. P. F.; der letzte begegnet einzeln in den „Schwänken des Nassr ed-din“ nach der türkischen Ausgabe des Mehemed Tewfik, die E. Müllendorff a. a. O. übersetzt hat, S. 26; vgl. dazu Albert Wesselski, Bd. I, 24 f. Nr. 49 und die Anmerkungen S. 216 bis 218, außerdem auch Hans Schmidt und Paul Kahle, *Volks-erzählungen aus Palästina* (Göttingen 1918), S. 67.

Während in einem volkstümlichen Vierzeiler der Sammlung Romaskevič¹⁾ die schmerzliche Erfahrung bestätigt wird, daß „Kleider Leute machen“, veranschaulicht die Nâyini-Erzählung Nr. XXI die Torheit derjenigen, die sich nach dem Sprichwort richten. Dieses Stück ist längst bekannt. Es steht z. B. in einer [indisch-] persischen Hs. des früh verstorbenen Sanskritisten Friedrich Rosen, die dessen Bruder Georg Rosen in seinen „*Elementa Persica*“ (Leipzig 1843) verwertete (als Nr. 58, S. 71 f.;

¹⁾ In der II. Abhandlung in den Z. V. O. Bd. 25, S. 177, Nr. 87.

bei der Umarbeitung des Iranisten Friedrich Rosen¹⁾, Leipzig 1915, als Nr. 58, S. 75). Der größte Teil der Erzählungen der „Elementa Persica“ war, wie Heinrich Leberecht Fleischer schon vor der Veröffentlichung erkannte (s. S. VIII der 1. Aufl.), bereits bei Francis Gladwin, *The Persian Moonshee* (London 1801) gedruckt; dort hat unsere Geschichte die Nr. 63. Ebenfalls noch vor Georg Rosen hatte der Russe Alexis Boldyrev in seiner *Персидская Христоматія* изд. II (Москва 1833)²⁾ eine größere Zahl Stücke aus derselben indisch-persischen Märchen- und Anekdotensammlung veröffentlicht, darunter auch die in Rede stehende Erzählung (Teil I, 18, Nr. 20). Aus Boldyrevs Chrestomathie ist sie als Nr. 21 auf S. ۲۱ schriftpersisch abgedruckt und mit Mâzändärânî-Übersetzung begleitet worden von Bernhard Dorn, „Beiträge zur Kenntnis der iranischen Sprachen“ I. Teil (St. Petersburg 1860). Das Thema „Kleider erhalten Anteil am Mahle“ ist auch sonst wohlbekannt, s. die Zusammenstellung bei Reinholt Köhler, „Kleinere Schriften“ Bd. II (Berlin 1900), S. 581—583, ferner Albert Wesselski, *Der Hodscha Nasreddin*, Bd. I, Nr. 55; dazu die Anm. S. 222.

Der Nâyinî-Säyyid, dem O. Mann die vielen Stücke in dieser Mundart verdankt, hat schon selbst die Herkunft des Märchens (Nr. XII) vom Schlächter Vârdôn [aus arab. Wardân] aus „1001 Nacht“ angegeben; vgl. dazu Victor Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes etc., Vol. V (1901) Nr. 101, S. 177 f. Ebenfalls vom Zusammenleben einer Frau mit einem Bären handelt Nr. 4 der Mukrî-Texte O. Manns³⁾, wenngleich beide Erzählungen sonst weit auseinandergehen. Zum Thema „Paarung von Bär und Mensch“ s. z. B. Johann Georg v. Hahn, Griechische und albanische Märchen (Leipzig 1864), Teil II, Nr. 75, S. 72 (griechisch); Eugen Prym und Albert Socin, Kurdische Sammlungen (St. Petersburg 1887) I. Abt. Nr. III, S. 10 des kurdischen Textes und S. 16 f. der Übersetzung, dann Nr. XI (im letzten Drittel), S. 27 des kurdischen Textes und S. 45 f. der Übersetzung, ferner Nr. XII, S. 28 f. des kurdischen Textes und S. 48 f. der Über-

¹⁾ Er scheint, nach S. IV des Vorwortes, die Sammlung für eine Übersetzung aus dem Hindostânî zu halten.

²⁾ Die erste Auflage (vom Jahre 1826) war mir nicht erreichbar.

³⁾ K. P. F. Abt. IV, Bd. III Teil I, 5 f. und Teil II, 9 f.

setzung; Bolte-Polívka, „Anmerkungen“ Bd. II, 300 u., besonders aber Albert Wesselski, Märchen des Mittelalters (Berlin 1925), Nr. 57, dazu die Anmerkungen S. 247—249.

Das Nâyinî-Märchen (Nr. XI) von den 40 Königssöhnen ist zusammengesetzter Art. Hier sind Erinnerungen an mehrere alte Muster verarbeitet, vor allem an die Josefssage, dann an Fir-dausîs Schâhnâmä (Die sechste und siebente Rast beim Zug des Kai Kaos nach Mâzändärân); dazu tritt die Erzählung von den 40 prinzlichen Brüdern, die sich auf die Reise machen, um 40 Schwestern ¹⁾ zu finden, die sie heiraten könnten. In osmanisch-türkischer Sprache liest man das Märchen bei Ignaz Kunos, Oszmán Török Népköltési gyüjtemény, Bd. I, (Budapest 1887) Nr. 15, S. 65—71, von ihm frei verdeutscht in den „Türkischen Volksmärchen aus Stambul“ (Leiden 1905) Nr. 22. Im Neu-Armenischen begegnet es im „Hamov Hodov“ des Karekin Servantstians (Konstantinopel 1884) S. 121 ff., und liegt in französischer Übersetzung vor bei Frédéric Macler, Contes arméniens, trad. de l'arménien moderne (Paris 1905) Nr. 1 (S. 11—22). Neuarabisch, nach der Niederschrift eines Eingeborenen aus Jerusalem, bei Enno Littmann, Modern Arabic Tales, Vol. I: Arabic Text (Leyden 1905) Nr. 22, S. 225—231. Eine mannigfach abweichende ²⁾, aber sehr ausführliche schriftpersische Fassung mit dem Titel „Geschichte von Khodâdâd, dem Sohne des Nôurûz Shâh, und seinen Brüdern“ findet sich in einer Berliner Hs. und ist ins Französische übersetzt von Auguste Bricteux, Contes persans (Liège-Paris 1910) als Nr. 6, S. 173—191. Über die literarischen Beziehungen dieser besonderen Fassung, die zwar bei Galland, aber nicht in den bekannten Hss. von „1001 Nacht“ vorkommt, handelt Victor Chauvin im Vorwort zu Bricteux' Übersetzung, S. VIII. Deutsch: Brüder Grimm, Nr. 91 (Dat Erd-

¹⁾ Die Häufigkeit des Ausdrückes *čihil dukhtärân* und *čihil dukhtär* [40 Mädchen oder Jungfrauen] als persischer Ortsnamen ist Reisenden schon lange aufgefallen, so z. B. Houtum-Schindler in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ Bd. 16 (1881), S. 316 Anm. *, S. 318 u. und S. 365; C. E. Yate, Khurasan and Sistan (Edinburgh and London 1900), S. 23, 162 und 282.

²⁾ Da handelt es sich z. B. um die Feindschaft der 99 Brüder gegen den hundertsten.

männneken), dazu die „Anmerkungen“ von Bolte-Polívka Bd. II, 301 ff. (das Schema von C an). Die Verbindung verschiedenartiger Elemente in unserem Märchen verstärkt die kritischen Bedenken von Bolte-Polívka II, 316 u. f. gegen F. Panzers genetische Theorie. Nicht gleich, aber ähnlich ist Grimm Nr. 97 (Das Wasser des Lebens), s. Bolte-Polívka Bd. II, 394—401, aber auch Bd. I, 510 und 514. Viel verbreiteter als das zusammengesetzte Ganze ist einer seiner Teile: der Abschnitt vom Hinabsteigen des jüngsten Bruders in den Brunnen (bzw. in eine Höhle) und von der Auffindung schöner Mädchen mit großen Juwelenschätzen an seinem Grunde, die dort von einem Div oder ähnlichen Unhold bewacht werden. Schon Reinhold Köhler war auf dieses Thema aufmerksam geworden und hat es mehrmals berührt, s. „Kleinere Schriften“, hrsg. von Johannes Bolte, Bd. I (Weimar 1898), S. 292—296, 326 M., 437 M., 543 M. und 545, wo ältere Literatur zusammengestellt ist. Inzwischen sind natürlich weitere Beispiele bekannt geworden; außer den bereits erwähnten nenne ich noch: aus den „Russischen Volksmärchen, gesammelt von Alexander N. Afanassjev“, deutsch von Anna Meyer (Wien 1906), Nr. 28, von S. 168 u. — 171 (Bärchen und die drei Ritter Schnauzbart, Bergwender und Eichenwender); Nr. 14 bei Bagrat Chalatianz „Kurdische Sagen“ Z. V. V. Bd. 16 (Berlin 1906), S. 411—414: Naçar Ogli, von einem Jeziden erzählt; als Bestandteil einem längeren Märchen eingefügt in der türkischen Sammlung „Billur kjöšk“, s. Theodor Menzel, Billur köschk, Türkische Märchen, Hannover 1924 (so außen; innen 1923), in Nr. 8, S. 118—123, oder auch Friedrich Giese, Türkische Märchen (Jena 1925) in Nr. 8, S. 77—80. In manchen Fassungen des „Goldenen Vogels“ ist an Stelle des einfacheren Motives bei Grimm Nr. 57¹⁾ unsere reicher ausgestaltete Episode getreten, so z. B. bei Theodor Menzel, „Türkische Märchen II. Der Zaubererspiegel“ (Hannover 1924) Nr. 5, S. 55 ff. (nach der mündlichen Wiedergabe eines Türkens aus Sinope). Unser Erzählungsmotiv ist besonders früh in Indien nachweisbar; es findet sich bei Dañdin im Daçakumaracarita, im

¹⁾ Dort wird der jüngste Bruder von den beiden älteren in den Brunnen gestürzt, lässt sich jedoch vom Fuchs, dessen Schwanz er packt, wieder in die Höhe ziehen.

Abenteuer des Arthapala, vgl. Louis H. Gray, *Literary Studies on the Sanscrit Novel*, WZKM. Bd. 18 (1904), S. 46 f., wo mehrere Spielarten nebeneinander gestellt werden. Zum Thema der Freierfahrt vieler Brüder und ihrer Suche nach ebensovielen Schwestern wäre noch zu nennen das kurdische Märchen Siaband, deutsch von Bagrat Chalatianz, Z. V. V. Bd. 15 (1905) S. 327: Sieben Brüder wünschen sieben Töchter eines Vaters und einer Mutter; dann die „Volkserzählungen aus Palästina“, hrsg. von Hans Schmidt und Paul Kahle, S. 198 f. Nr. 51: Ein Emîr hat sieben Söhne, die er mit sieben Schwestern verheiraten möchte.

Die Khunsârî-Geschichte (Nr. XIII) vom reichen Bettler Abbâs Dôs erweist sich als eine freie Nacherzählung einer schriftpersischen Vorlage von doppelter Länge. Als diese Quelle hat O. Mann die persische Sammlung *جامع التمثيل* bezeichnet¹⁾. Bei der Khunsârî-Fassung vermißt man schon den Hinweis auf den angeblichen Schauplatz der fabelhaften Vorgänge: Nîshâpûr²⁾. Die Auslassungen sind zum Teil so erheblich, daß man die Quelle kennen muß, um den Zusammenhang herzustellen. So z. B. wird der prüfende Blick des alten Bettlers auf die Stirn des Freiers erst verständlich, wenn man erfährt, daß der abgefeimte Abbâs Dôs bei der Einweihung in die Kunstgriffe des Bettelns den jungen Mann angeleitet hatte, sich durch Reiben der Augen mit dem Ärmel künstlich Tränen zu entlocken; dabei sollte eine ätzende Flüssigkeit am Ärmel die Wirkung des Reibens verstärken. Durch den starken Tränenerguß sollten die Herzen der Angebettelten so erweicht werden, daß die Gaben reichlich flossen. Der junge Kaufmann konnte sich jedoch das erste Mal nicht zur Anwendung der empfohlenen Listen verstehen, sondern ging einfach nach Hause und holte sein eigenes Geld. Spuren des Schweißes und der Krokodilstränen suchte daher der erfahrene Bettler bei dem jungen Manne vergeblich. Trotz mancher Abkürzungen hat der Khunsârî-Erzähler die Übersicht über das Ganze verloren

¹⁾ Ich kenne die Lithographie vom Shâ'bân des Jahres 1269 H (= Juni 1853); dort steht die Bettlergeschichte unter dem Buchstaben ፭.

²⁾ Landstreichertum und Bettelei galt schon im Mittelalter als eigentlich persisches Gewerbe, s. W. J. Prendergast, *The Maqámát of Badí al-Zamán al-Hamadhání* (London 1915), S. 34, Anm. 4.

und an einer Stelle, die im schriftpersischen Original in Ordnung ist, Verwirrung angerichtet, indem er den chronologischen Aufbau des Ganzen zerstörte. Während er im größten Teile seiner Darstellung den jungen Kaufmann als ganz unerfahren im Bettlergewerbe schildert, lässt er ihn, nachdem er bereits am Ziele seiner Werbung angelangt ist, ein um Jahre zurückliegendes Erlebnis mit seinem jetzigen Schwiegervater erzählen — als wäre er schon damals in solchem Maße in alle Schliche der Bettelei eingeweiht gewesen, daß er selbst den alten Bettler übertroffen habe.

Inzwischen ist eine weitere, nach mündlicher Erzählung niedergeschriebene Wiedergabe der Bettlergeschichte bekannt geworden, und zwar röhrt sie von demselben Säyyid aus Mäschhäd her, dem Arthur Christensen seine „*Contes persans en langue populaire*“ verdankt; s. Henri Massé im J. A. vol. 206 (1925), janvier—mars, S. 95—102 des Textes und S. 133—139 der Übersetzung (Nr. XXIII). Die unsaubere Geschichte vom Bettler am Badehaus wird in dieser Fassung logischerweise als spätere Begebenheit („einen Monat danach“) am Schluß erzählt.

Der Sîvândî-Text stellt eine besondere Fassung der sehr alten ¹⁾ und weitverbreiteten ²⁾ Fabel von der Teilung der Beute und dem Löwenanteil dar; sie begegnet in veränderter Form auch unter O. Manns Zâzâ-Texten in der Mundart von Kor.

Die Nâyinî-Fabel (Nr. IX) vom törichten Wolf, der sich durch klügere Tiere von seinen Zielen ablenken lässt, schließlich seinen Ehrgeiz bereut und sich den Tod wünscht, ähnelt der griechischen Fabel vom Wolf und vom Esel, bei J. G. v. Hahn,

¹⁾ *Fabulae Aesopicae* ed. Carolus Halm (Lipsiae 1881) Nr. 260, S. 127, und die daraus abgeleiteten Fabeln, s. die Zusammenstellung von Hermann Österley zu Hans Wilhelm Kirchhofs „*Wendunmuth*“ VII, 23 f. in seiner Ausgabe Teil V (Tübingen 1869), S. 157 f., dazu noch Jacob Grimm, Reinhart Fuchs (Berlin 1834) S. LXXVI (Reinardus) und Bar Hebraeus bei L. Morales, *Aus dem Buch der „Er-götzenden Erzählungen“ des Bar Hebraeus* ZDMG. Bd. 40 (1886), S. 414 u. f., = *The Laughable Stories* ed. E. A. Wallis Budge (London 1897) Nr. 371.

²⁾ Im Arabischen findet sich die Fabel z. B. in den *Nawâdir* des al-Qaljûbî, s. die deutsche Wiedergabe von O. Rescher (Stuttgart 1920), Nr. 85, S. 71; dann bei eš-Šîrwânî, *Nâhat el-Jemen* (s. O. Rescher a. a. O. Nr. 105, S. 263); ein arabischer Text steht auch bei Ernst Harder, *Arabische Konversationsgrammatik*, 2. Aufl. Heidelberg 1910, S. 384 oben.

a. a. O. Teil II, 105 f., Nr. 93, aber im Schluß auch der griechischen Fabel von der Bärin, dem Bauer und der Füchsin, bei J. G. v. Hahn, ebenda S. 109, Nr. 94. Verwandt ist das Thema „Der Wolf als Arzt wird vom Esel mit dem Huf geschlagen“, s. Kirchhof, „Wendunmuth“ 7, Nr. 43 (in der Ausgabe von H. Österley IV, 271 f. und „Nachweisungen“ V, 162). Etwas abgeblaßt erscheint der Zug bei Kirchhof 4, Nr. 138 (Ausgabe von Österley III, 128 f. und „Nachweisungen“ V, 113). Näher steht unserem „Friedensvertrag auf dem Hufe“ der „Erlaubnisschein auf dem Hufe“, von dem Gustav Meyer gehandelt hat: S. XXII Anm. 3 seiner Einleitung zu der Übersetzung der „Finnischen Märchen“ von Emmy Schreck (Weimar 1887). Eine ältere abendländische Fassung steht bei Albert Wesselski, Märchen des Mittelalters (Berlin 1925), Nr. 58 („Der Glückstag des Wolfes“); s. dazu S. 250 (über die Verbreitung der Fabel, mit weiteren Literaturangaben).

Eine Nâyinî-Fabel (Stück X) handelt vom heuchlerischen Fuchs, welcher der Reihe nach die Ente, den Hahn und den Wiedehopf durch List in seine Gewalt bringt. Er wirft sich zum Richter über sie auf und hält ihnen ihre Sünden vor, um dadurch ihrer Abschlachtung den Schein der Berechtigung zu geben. Das Nâyinî-Stück ist ätiologisch gehalten, denn es soll den Ursprung einer Redensart erklären; diese selbst bildet ein Beispiel für das Fortleben griechisch-christlichen Volksglaubens im Bereich des persischen Islam. Der heilige Georg wird heutzutage weiter im Westen angerufen¹⁾; als Nothelfer dürfte auch in Nâyin der Khâjî Khîzr bekannter sein. Dieselbe Fabel, jedoch ausführlicher, steht in den Mukrî-Texten O. Manns, s. K. P. F. Abt. IV, Teil III Bd. I (Text), Nr. V, S. 6—8, Bd. II (Übersetzung) S. 10—14. Als nahestehende, ebenfalls muslimisch gehaltene Fassung der Fabel wäre hier zu nennen die Kermâniî-Erzählung Nr. 20 bei D. L. R. Lorimer, Persian Tales, S. 118—123. Das Khunsârî-Stück weicht am Schluß von anderen Darstellungen ab. Vielfach anders ist die ausführliche Fassung bei Prym-Socin, Kurdische Sammlungen,

¹⁾ A. v. Le Coq hat die Erwähnung des heiligen Georg auf einem christlichen Buchblatt der Turfan-Funde festgestellt [Türkische Manichaica aus Chotscho III (1922), S. 49].

I. Abt. Nr. III, S. 8—11 des Textes, S. 13—18 der Übersetzung. Mit unserer Fabel stimmt in der einen Beschuldigung überein das Verhör des Hahnes durch die Katze in Nr. 4 der Fabeln des Remicius in Steinhöwels Äsop (ed. H. Österley, 1873, S. 246). Der Fuchs als Hühner-Beichtiger: Hans Wilhelm Kirchhof, „Wendunmuth“ I Nr. 66, dazu H. Österley in den „Nachweisungen“ zu seiner Ausgabe, Teil V (1869), S. 35. Über Tierbeichten überhaupt s. Jacob Grimm, Reinhart Fuchs (Berlin 1834), S. CCXI, und Reinhold Köhler, Kleinere Schriften, hrsg. von J. Bolte, Bd. II (Berlin 1900), S. 573 f. Weitere Literaturnachweise zum Thema „Die Hinterlist des Fuchses als Wirtes wandernder Tiere“ sind zusammengestellt bei Bolte-Polívka, „Anmerkungen“, Bd. I (1913), S. 76 f., Anm. 1; dann S. 254 M.; dagegen handelt es sich auf den folgenden Seiten bereits um ein anderes Thema (Tierwanderung unter Führung des Fuchses und Verscheuchung von Wölfen, die ihnen nachstellten).

In der Khunsârf-Fabel Nr. XVI treffen wir, abgesehen von wenigen Einzelheiten, merkwürdig genau die Tierfabel vom Fuchs, der Elster und der Krähe wieder, die uns aus den „Finnischen Märchen“, übersetzt von Emmy Schreck (Weimar 1887, S. 189 bis 191), bekannt ist¹⁾. — Der Anfang der Fabel (im Irrtum, daß sein Leben bedroht sei, wirft der Vogel vom Baume herab dem Fuchs Junge zu) findet sich auch in Fabeln mit andersartigem Fortgang, so z. B. im 17. Kapitel des „Directorium humanae vitae“ von Johannes von Capua [bei Léopold Hervieux, Les fabulistes latins, vol. V (Paris 1899), S. 336]; weitere Literaturnachweise hierzu bei Bolte-Polívka, „Anmerkungen“, Bd. I, 518, Anm. 1.

Die erste der beiden Mahallâtî-Fabeln (Wie der Fuchs mit seiner List über die Stärke des Löwen triumphiert, dem er dem Lose nach eigentlich als Beute verfallen ist; er lockt den Löwen unter der Vorspiegelung, ihm einen zweiten Löwen, seinen Rivalen, zu zeigen, an einen Brunnen und verleitet ihn zum Todessprung) scheint in Asien weit verbreitet zu sein. Auf der Insel Sumatra stellte sie

¹⁾ Wie Gustav Meyer in der Einleitung S. XVI angibt, steht der finnische Text der Fabel bei Eero Salmelainen (Erik Rudbeck), Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita, Heft 3 (Helsingissä 1863) zu Anfang.

der Geograph Wilhelm Volz fest, nur daß dort das Moschusreh die Rolle des Fuchses übernommen hat, während der Tiger als König der Tiere gilt („Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch.“ 2. Aufl. Breslau 1922, S. 108 f.).

Von der zweiten Mahallâti-Fabel, vom Fuchs und Wolf, ist mindestens der interessantere zweite Teil (Die Tiere im Brunnen, in den auf- und absteigenden Eimern) aus anderen Zeiten und bei verschiedenen Völkern bekannt, s. Reinholt Köhler, Kleinere Schriften Bd. II, 572 unter Nr. 6; Bolte-Polívka, „Anmerkungen“, Bd. III, 192, besonders Anm. 2.

Auf ein bergiges Steppengebiet als Heimat deutet die Khunsârî-Fabel (Nr. XIV) vom törichten und übermütigen Esel, der die Warnungen des klugen Kameles in den Wind schlägt und sich und seinen Gefährten um die Muße und Bequemlichkeit des Weidelebens bringt. Das Kamel, dem der Esel schließlich im wahren Sinne des Wortes zur Last fällt, wartet eine günstige Gelegenheit ab, um sich seiner zu entledigen und ihn der verdienten Strafe zu überliefern. Die Fabel ist bereits aus dem Yâzdî des Ardashir Mihrabân bekannt und von Edward G. Browne im J. R. A. S. 1897, S. 103 ff. veröffentlicht worden, woher sie Wilhelm Geiger im G. Ir. Ph. Bd. I, 2, S. 404 übernommen hat.

Die Fabel vom großen Raubtier, der Katze und dem schwachen Menschen, der mit Hilfe der List das stärkere Raubtier überwindet, begegnet sowohl im Nâyinî (Nr. VIII) als auch im Khunsârî (Nr. XV). Dort ist es ein Löwe, hier ein Panther. Die Darstellungen gehen in manchen Einzelheiten auseinander; beide entfernen sich wiederum von der Lârî-Fassung in Abt. I der K. P. F., S. 130 f. Vgl. auch S. 240 f. des Buches „From the Gulf to Ararat“ (Edinburgh and London 1916) von G. E. Hubbard, der die Fabel vom Leoparden und der Katze in Ushnû von dem alten Häuptling der Zerzâ-Kurden hörte.

Das Khunsârî-Stück Nr. XVII gehört einem Zweige der Dichtung an, welcher der Rangstreitliteratur¹⁾ zwar benachbart

¹⁾ Den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung dieses Themas bildet die Abhandlung von Moritz Steinschneider „Rangstreit-Literatur“ (SWAW. 155. Bd., 4. Abhdl., Wien 1908). Verfehlt ist jedoch, wie Carl Brockelmann in einem kleinen, aber wichtigen Beitrag gezeigt hat (Mélanges Hartwig Dérenbourg,

ist, ihr selbst aber nicht mehr zugerechnet werden kann. Das Schema unseres Stückes besteht in dem Weiterleiten einer Frage, die man im Bewußtsein seiner Schwäche verneint hat, an ein anderes stärkeres Wesen. Diese literarische Gattung ist von Reinhold Köhler bei verschiedenen Völkern, schon des Altertums und des Mittelalters, festgestellt worden, s. „Kleinere Schriften“ Bd. II (Berlin 1900), Nr. 10 „die stärksten Dinge“. Steigerungs- und Wettstreit-Fabeln hielt Theodor Benfey für echt indisch, s. „Pantschatantra“ I (1859), S. 377.

Das tragikomische Khunsârî-Märchen (Nr. XIX) vom heiratslustigen Fräulein Mistkäfer und seinen Abenteuern mutet an wie eine Satire auf solche Frauen, die sich durch übertriebene Ansprüche, Eitelkeit und Zimperlichkeit lächerlich machen. Der Vergleich mit zwei nahe verwandten neuiranischen Dialektmärchen zeigt, daß wir es beim Khunsârî-Stück nur mit dem unvollständigen ersten — allerdings besonders ausführlichen — Hauptteil eines längeren Ganzen zu tun haben. Es handelt sich einmal um die Kermânî-Erzählung Nr. 4 vom Käfer Sûskû und der Maus Mûshû, bei D. L. R. Lorimer, Persian Tales (London 1919, S. 14—18, leider nur in englischer Übersetzung), sodann um dessen Bakhtârî-Märchen Nr. 45 vom Käfer, der Maus und der Ameise (ebenda S. 297—303). Im zweiten Hauptteil, der in

Paris 1909, S. 231—234), Steinschneiders Ansicht, daß die Araber als Urheber dieses literarischen Genus zu gelten hätten. Brockelmann hält es für wahrscheinlich, daß die Perser, wie in vielem anderen, auch in der Rangstreit-Literatur den Arabern vorbildlich gewesen seien. (Weniger bedeutend ist der Nachtrag Wilhelm Bachers „Zur Rangstreit-Literatur“ in derselben Festschrift S. 131—147.) Es muß allerdings daran erinnert werden, daß die Rangstreit-Literatur bei anderen als den eben genannten Völkern viel früher nachzuweisen ist; wenigstens als eine ihrer Abarten darf die Parabel vom Aufruhr der Glieder des Körpers gegen den Magen betrachtet werden, die der alte Römer Menenius Agrippa den Plebejern erzählt haben soll, um die Einigkeit in Rom wiederherzustellen. Sonderbarerweise hat Steinschneider nicht an das höhere Alter dieses Erzeugnisses gedacht, obgleich er es S. 35 und 46 unten nennt. Der Streit der Körperteile um den Vorrang ist als Thema in der alten ägyptischen Dichtung schon etwa unter der 22. Dynastie bekannt, s. Adolf Erman, Die Literatur der Ägypter (Leipzig 1923) S. 224 f.; die 22. Dynastie begann nach Erman [ebenda S. XVI] um 945 v. Chr. Bibliographische Nachträge zur Rangstreit-Literatur gab O. Rescher im „Islam“ Bd. XIV (1925), S. 397—402.

der Khunsârî-Fassung fehlt, treffen wir ein Märchenmotiv, das auch in vielen anderen Sprachen vertreten ist: Ein kleines Tier gerät in einen Kochtopf und kommt darin um; es folgt die Totenklage von Tieren und leblosen Gegenständen. Vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung, Bd. I, 364 f., Brüder Grimm Nr. 30 (Läuschen und Flöhchen) und dazu die „Anmerkungen“ von Bolte-Polívka, Bd. I (1913), S. 293—295. Schon ferner steht ihm Grimm Nr. 80 (Der Tod des Hühnchens), vgl. dazu Bolte-Polívka Bd. II (1915), S. 146—149. An der letztgenannten Stelle findet man zugleich Literaturnachweise über die im zweiten Hauptteil der beiden Märchen D. L. R. Lorimers vorliegende Gattung der Häufungsmärchen; s. darüber außerdem: ebenda Bd. I, 137 Anm. 1 (zu Brüder Grimm, Nr. 18), und Reinhold Köhler, Kleinere Schriften Bd. III, 355.

Frühzeitig am Ort heimisch geworden ist wohl auch das Khunsârî-Märchen (Nr. XVIII) von der Ziege, ihren vier Jungen und dem Wolf. Es bildet eine abgekürzte Parallele zu unserem Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein¹⁾. Eigenartig sind die vier Eigennamen der Jungen, von denen offenbar zwei als männlich und zwei als weiblich gedacht sind. In der Kermânî-Fassung bei D. L. R. Lorimer²⁾, die er bisher nur in englischer Übersetzung mitgeteilt hat, lauten die Namen der — ebenfalls vier — Zicklein anders: Alîl, Balîl, Ingwerzweig und Schwarzauge. Auch werden die Vorgänge dort ausführlicher und in mehrfacher Hinsicht abweichend dargestellt. In der Erzählung eines Mukrî-Kurden aus Soudschbulagh³⁾ heißen die beiden Geißlein Tîtil und Bibîl. Daß der Khunsârî-Erzähler gleich zu Anfang die Ziegen als sein Eigentum bezeichnet und durch diesen Hinweis das Märchen mit seiner werten Person verknüpft, werden wir ihm weniger als Unbescheidenheit und Wichtigerei auslegen denn als einen treuherzigen Versuch, dem Märchen mehr Glaubwürdigkeit zu sichern.

¹⁾ S. Hans Wilhelm Kirchhof „Wendunmuth“ 7, Nr. 40 (Ausgabe von H. Österley, Teil IV (1869), S. 269, ferner die „Nachweisungen“ im V. Teil, S. 161). Brüder Grimm Nr. 5, dazu die „Anmerkungen“ von Bolte-Polívka Bd. I (1913), S. 37—42.

²⁾ „Persian Tales“ (London 1919) S. 3.

³⁾ Mîrzâ jâvâd Qâzî, Mitarbeiter O. Manns (s. K. P. F. Abt. IV, Bd. III, Teil I (1906), S. XXVI), im „Globus“ Bd. 96 (1909), S. 187 f.

Die III. Mahallât-Erzählung wird zwar als Erlebnis der Gegenwart hingestellt, streift aber ans Sagenhafte. Sie besteht aus zwei ungleichen Teilen. Nur der erste von ihnen, die Schauergeschichte von der Grabschänderin, interessiert uns hier, weil er Züge enthält, die an die Werwolf-Erzählungen erinnern¹⁾. Am Anfang wird die Szene auf dem Friedhof geschildert, der nächtliche Kampf mit der Spukgestalt, welcher der rechte Arm abgehauen wird. In der Ortschaft folgt die Feststellung, daß die Abenteurerin eine Lehrerstochter ist. Wunderbarerweise ist sie ohne erkennbare Spuren von Schwächung heimgekehrt, so daß sie nicht dem Schmerzenslager verfällt. Das Übernatürliche, die Verwandlung, ist hier freilich schon stark verwischt, gewissermaßen rationalisiert: ein Ziegenfell dient der Nachtwandlerin als Hülle bei ihrem grausigen Gewerbe der Leichenberaubung. Das Stück, besonders der zweite Teil, ist schon mehr einer groben Bauernnovelle angenähert. Sagen über den Raub von Totenfieden sind aufgezählt bei Bolte-Polívka, „Anmerkungen“ Bd. III, 481 f.

Der Nâyinî-Schwank (Nr. XVI) vom gutbewaffneten Feigling, der sich vor dem Stock des Räubers fürchtet, wird ähnlich von Percy Molesworth Sykes erzählt [Ten thousand miles in Persia or eight years in Irán, London 1902, S. 158]. Dagegen kennzeichnet das Nâyinî-Stück Nr. XVII auf eine Art, wie sie mir anderswo nicht begegnet ist, die sprichwörtliche Feigheit der Kaschaner. In den nicht gerade anziehenden oder gar anmutigen Schwänken fesselt nur die Stelle vom magischen Kreis. Ich finde ihn im Bereich iranischer Völker besonders oft bei den Kurden (Jeziden) bezeugt. Unter den verschiedenen Zauberkreisen, die Ignaz Goldziher unterschieden hat²⁾, vermisste ich den — hier in

¹⁾ Allerdings weniger an Nr. 213—215 in den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm als z. B. an die „Werkatze“ in der Priegnitz (bei Hans Siebe, in der Unterhaltungsbeilage zum „Tag“ vom 17. Oktober 1924).

²⁾ S. „Zauberkreise“ in den „Aufsätzen zur Kultur- und Sprachgeschichte, Ernst Kuhn ... zum 70. Geburtstage am 7. Febr. 1916 gewidmet“ (München 1916, S. 83—86 und die „Nachträge“ in der ZDMG. Bd. 70 (1916), S. 272 f. Das Arabische verdient jedoch weder sprachlich noch sachlich und historisch zum Ausgangspunkte einer Untersuchung über Zauberkreise gewählt zu werden. *لُلُيُّو*, pl. *لُلُيُّوَات*, ist

Frage kommenden — Bannkreis, mit dem man die Willenskraft einer Person vorübergehend zu lähmen und sich zu unterwerfen, sie also in Schlaf zu versenken, zu hypnotisieren sucht¹⁾. — Viel bekannter als die Nâyinî-Erzählungen Nr. XVI und XVII von der Feigheit der Kaschaner ist eine Anekdote, die in europäischen Reiseberichten in mannigfachen Fassungen begegnet. Danach hätte eine große Menge Kaschaner, die vom Militär entlassen wurden, den Oberbefehlshaber bzw. den Schah selbst um eine militärische Bedeckungsmannschaft gebeten, die sie sicher in ihre Heimat bringen sollte. John Malcolm [Sketches of Persia. A new edition (London 1828), Vol. II, 4 f.] erzählt die Anekdote von Kaschanern und Isfahanern aus der Zeit des Nadir Schah. Auch bei Lord Curzon [Persia and the Persian Question, Vol. II, 15] sind es Kaschaner und Isfahaner aus dem Heere des Nadir Schah. Heinrich Petermann [Reisen im Orient, Bd. II, 283 u. f.], der die Erzählung in Baghdad im Winter 1854/55 hörte, spricht allgemein von persischen Truppen des 'Abbâs Mîrzâ, Sohnes des Fâth 'Alî Shâh. Bei Graf Gobineau [Trois ans en Asie (1^e éd. 1859) 2^e éd. 1905, S. 238] handelt es sich um Kaschaner der Zeit Schah 'Abbâs des Großen. Edward G. Browne [A year amongst the Persians (1893), S. 173f.] berichtet die Erzählung von einem früheren Kaschan-Regiment, ohne daß der Name des Schahs genannt wird. Bei Percy Molesworth Sykes, Ten thousand

kein eigentlich arabisches Wort, sondern beruht auf einem Ausdruck alter indo-germanischer Sprachen. Im Sanskrit ist *manḍala*, „Kreis“, „Zauberkreis“. Das Wort ist u. a. auch ins Uighurische übergegangen, s. Friedrich Wilhelm Karl Müller, „Uigurica II“ in den „Abhandl. der Preuß. Akad. d. Wiss.“ 1910, S. 47 der Sonderausgabe von 1911, Z. 3: *mantal*, „Zaubergehege“. Das altgriechische *μάνδρα*, „Hürde“, „Einfriedigung“, „eingeschlossener Raum“ scheint daneben auch schon dem Begriff „Bannkreis“, „Zauberkreis“ gedient zu haben; denn dieser leitet hinüber zu dem Pflanzennamen *μάνδραγόρας*, „Araun“, „betäubendes und einschläferndes Kraut“. Von den Griechen haben die osmanischen Türken ماندرا, „Stall“, „Schafhürde“ übernommen; Samy-Kelekian, Dictionnaire Turc-Français (Constantinople 1911), S. 1096 l. o. leiten das Wort irrig aus dem Italienischen her. Über spätere Bedeutungserweiterungen des griech. *μάνδρα* (bes. „Kloster“) s. noch M. J. de Goeje in der ZDMG. Bd. 54 (1900), S. 338.

¹⁾ Ein weiteres Beispiel dafür findet sich in einem Märchen der türkischen Sammlung „Billur köschk“, deutsch von Theodor Menzel, Nr. 9, S. 150, oder auch bei Friedrich Giese, „Türkische Märchen“, Nr. 9, S. 97.

miles in Persia (London 1902), S. 158, sind es Kaschaner, die Geleit von Nadir Schah wünschten. Nach der Anekdote des Säyyid Fêyz ollâh Ädîb [bei Arthur Christensen, Contes persans, S. 22] war es ebenfalls eine Abteilung Kaschaner. A. Christensen verweist [ebenda S. 70] auf „Mélusine“ tome X, 14 und 47, wonach die Geschichte mit verschiedenen Abweichungen bei Balkanvölkern und Slavonen erzählt werde.

Im Sôî-Stück Nr. XIII, dem einzige selbständigen in dieser Mundart, teilt der Gewährsmann des Forschers, ein Maultiertreiber, Erlebnisse aus seinem Berufe mit ¹⁾). Mehr noch als Sô ist Kohrûd als Heimat vieler Maultiertreiber bekannt. Žukovskij berichtet darüber: „Fast die ganze männliche Bevölkerung beschäftigt sich mit dem Transportgewerbe. Karawanen der Kohrûder ziehen in ganz Persien umher, jedoch hauptsächlich zwischen Teheran und Isfahan“ ²⁾). Auch O. Mann hatte sowohl 1902 als auch 1907 Kohrûdis als Maultiertreiber in seinem Dienst, war allerdings mit ihrem Verhalten ganz unzufrieden. Er schreibt in einem Briefe vom 28. Mai 1907: „Mit den Kohrûdis habe ich schon 1902 auf der Bakhtiarenreise sehr schlechte Erfahrungen gemacht. . . . Auch der jetzige Kerl zeigte sich verdammt faul und widerhaarig, so daß ich zu einer kalten Abreibung genötigt wurde.“ Ähnlich schlimm fand die persischen Maultiertreiber Heinrich Petermann. In Graf Gobineaus Lob der persischen čârvâdâre [Trois ans en Asie, nouvelle éd. 1905, S. 117 ff.] dürfte nicht leicht ein anderer Reisender einstimmen. Der Gesandtschaftssekretär des Franzosenkaisers Napoleon III. konnte unter ungleich günstigeren Umständen in Persien reisen als ein beliebiger Privatmann aus dem Abendlande.

Lyrische Dichtung — sit venia verbo — ist in den Texten dieses Landes sehr spärlich vertreten. Unter den Khunsârî-Texten ist wichtig das kleine Sperlingsgedicht (Nr. I). Schon O. Mann hat dazu auf das deutsche Märchen vom „Machandel-

¹⁾ Der Abstand dieser Darstellung, bei der er Gedanken und Worte frei wählen konnte, von den vorhergehenden zwölf Stücken ist auch in der Sprachhaltung erheblich.

²⁾ „Materialy“, Einleitung S. VII.

boom“ verwiesen ¹⁾) (Märchen der Gebr. Grimm Nr. 47). In abgeblaßter Form, aber unverkennbar ähnlich erscheint der Stoff in einer Zâzâ-Sage vom Vogel *gō'īn*, bei Peter Lerch [Forschungen über die Kurden, Bd. I (1857), 80—83]. Auf diese Stelle haben schon Bolte-Polívka, „Anmerkungen“ Bd. I (1913), S. 420 u. f., aufmerksam gemacht und auch eine ägyptisch-arabische Fassung erwähnt bei H. Dulac, *Contes arabes en dialecte de la Haute-Égypte*, im J. A., 8^e série, tome V (1885), S. 6—11, Nr. 1. Nachzutragen wäre nur, daß bereits Joh. Oestrup, *Contes de Damas* (Leyde 1897) in den „Remarques“, S. 22 f., die Ähnlichkeiten zwischen dem ägyptischen und dem deutschen Märchen hervorgehoben hatte. Oestrup hält die ägyptisch-arabische Fassung für jünger; sie sei der indo-europäischen entsprossen. Seitdem ist eine weitere neuaramäische Erzählung hinzugekommen: Nr. 49, S. 186—189 (dazu vorn S. 22*—23*), bei Hans Schmidt und Paul Kahle, *Volkserzählungen aus Palästina* (Göttingen 1918). Hermann Ranke leitet sie in seiner Besprechung des Buches [„Orientalistische Literaturzeitung“ 1920, Sp. 26—28] aus dem Abendlande her; dagegen will Richard Hartmann dies nicht zugeben [„Der Islam“ Bd. XII, 1922, S. 238]. Neuaramäisch findet sich das Märchen, aus der Sammlung *Stumme vom Jahre 1889*, in den „Neuaramäischen Märchen und anderen Texten aus Ma'lûla“, in deutscher Übersetzung hrsg. von G. Bergsträßer (Leipzig 1915), S. 101, Nr. 31. Im Khunsârî haben wir es leider nur mit einem kleinen Bruchstück zu tun, während uns der größte Teil des Ganzen unbekannt bleibt; um so schwerer ist die Frage nach der Herkunft zu beantworten. — S. zum Thema noch Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften zur Märchenforschung*, Bd. I, 120 f.

Sonst stehen die Khunsârî-Gedichte etwas tief. Nr. III ist ein mit der Sinnlosigkeit des Inhaltes erkauftes Spiel mit den bloßen Klangwirkungen der Wörter. Immer wieder kann man beobachten, wie leicht die Lyrik bei muslimischen Völkern in Formalismus ausartet, ähnlich wie auch im Islam (in der Religion und Ethik) der Formalismus öfter auf die Spitze getrieben wird.

¹⁾ Im Halbjahresbericht an die Preußische Akademie der Wiss. vom 1. April 1903.

Im Khunsârî-Gedicht Nr. IV enthüllt ein Verliebter seine Seelenverfassung mit einer Selbstironie, die nach unseren Begriffen geschmacklose Vergleiche enthält. Die dritte Strophe dieses Gedichtes ist bereits bekannt; sie wird von Žukovskij im Glossar der „Materialy“ (S. 170 r. u. — 171 l. o.) schriftpersisch und in der Mundart von Keshä mitgeteilt; nur ist die Reihenfolge der Zeilen umgekehrt. Man darf daraus wohl schließen, daß es sich um ein verbreitetes Gedicht handelt. In der Khunsârî-Fassung bei O. Mann besteht es aus drei Mäsnâvî-Strophen, denen ein Rubâ’î folgt.
